

Bibliothèque Maison de l'Orient



139434

Tp 492p/22

# Historische Bilder

aus dem

byzantinischen Reich.

II.

---

## KAISER ALEXIUS.

Von

Dr. **J. Pervanoglu.**

---

LEIPZIG 1880.

WILHELM FRIEDRICH,  
VERLAGSBUCHHANDLUNG.

**Alle Rechte vorbehalten.**

## Inhalt.

	Seite
1. Kapitel. Der Geldwechsler Calamodius . . . . .	1
2. Kapitel. Kaiser Alexius . . . . .	23
3. Kapitel. Kafuris . . . . .	37
4. Kapitel. Ein entthronter Fürst . . . . .	59
5. Kapitel. Alexius der Jüngere . . . . .	72
6. Kapitel. Meister Manuel's Weinstube . . . . .	84
7. Kapitel. Die Verläumdung . . . . .	96
8. Kapitel. In Venedig . . . . .	106
9. Kapitel. In Korfu . . . . .	124
10. Kapitel. In Konstantinopel . . . . .	139
11. Kapitel. Feige Flucht . . . . .	152
12. Kapitel. Vater und Sohn . . . . .	164

---



## 1. Kapitel.

### Der Geldwechsler Calamodius.

Im Stadttheile der Sophienkirche zu Konstantinopel und westlich von der stattlichen Kathedrale, erstreckte sich gegen Ende des XII. Jahrhunderts ein Labyrinth von engen und schmutzigen Gassen, die heutzutage durch wiederholte Feuersbrünste und durch die hin und wieder vorgenommenen Stadtverbesserungen ziemlich gelichtet und gereinigt wurden. In einer dieser dunklen Gassen befand sich zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, ein kleines unansehnliches Haus, das in einem engen Sackgässchen wie eingeklammert schien. Eine kleine hölzerne Thür, die die Spuren eines langjährigen Gebrauchs verrieth, öffnete sich auf einen engen Gang, dessen Wände die unbestimmte Farbe der Feuchtigkeit trugen. Einige hölzerne Stufen führten von der Tiefe dieses Ganges nach zwei kleinen Zimmern, die ihr Licht durch enge Lukarnen, die auf einen kleinen Hof sahen, erhielten. Dieser Hof, der vielmehr den Anschein eines tiefen Brunnens hatte, war gänzlich leer, und sein Boden war von einer dicken Schicht von Kehrlicht, der in der feuchten Atmosphäre verfaulte, bedeckt. Nicht die kleinste Spur eines Baumes in diesem Hofe, nicht die mindeste Spur eines grünen

Blattes, das das Auge ergötzt und die traurigsten und engsten Räume so sehr erheitert. Alles trug den traurigen Typus der Verlassenheit und der Oede, und bezeugte, dass die Bewohner dieses Hauses wenig auf Wohlleben hielten.

Die zwei Zimmer, welche die ganze Wohnung ausmachten, waren beinahe nackt und wie unbewohnt. Im ersten dieser zwei Räume stand ein hölzerner halbverfauter Tisch und zwei hölzerne Stühle, wie sie die Bauern in ihren Hütten benutzen. Die Scheiben der kleinen Lukarnen, die dieses Zimmer erhellten, waren trüb und von einer dicken Staubschicht verhüllt. Das zweite Zimmer, das den Eingang durch das erste hatte, war wie dieses ärmlich, und aus dem niedern Bett, das in einer Ecke stand, konnte man schliesen, dass es als Schlafgemach diente. Ein hölzerner Stuhl und ein Tisch waren auser dem Bette die einzigen Möbel. Das Bett bestand aus einer dünnen Strohmattatze, worüber ein buntfarbiges, schmutziges Zeug geworfen war. Auf dem Tisch stand ein thönernes Gefäss und ein Stück aschgrauen Brodes, was den Gebrauch dieses Raumes auch als Speisezimmer bedeutete. Was einzig in diesem elenden Zimmer die Aufmerksamkeit an sich zog und von allen Einrichtungen gänzlich abstach, war ein zweischneidiges Schwert, eine der schönsten und kostbarsten Waffen, wie man sie selten zu sehen bekommt, es erschien wie ein feuriger Diamant auf einem Düngerhaufen liegend. Die Klinge war aus jenem schönen Eisen, das die Stadt Damaskus so berühmt gemacht, der Griff war aus reinem Gold. Man konnte glauben, es sei eine Waffe aus irgend einer kaiserlichen Rüstkammer und durch einen unerklärlichen Zufall hierher gebracht worden. Dass dieses Schwert nicht bloß als Schutzwaffe diente, konnte man leicht aus dem Platze entnehmen, den es im Hause inne hatte.

Ganz in der Tiefe der Schlafkammer und links von der Lukarne befand sich eine viereckige Thür, wie die Oeffnung eines Kamins. Es war dies aber keine Thür noch war es ein Fenster, und schien nach einen andern Theil der Wohnung zu führen. Der geschlossene Laden dieser eigenthümlichen Oeffnung war aus Eisen mit grossen eisernen Nägeln beschlagen, wie gewöhnlich die Festungsthore und Kerkerthüren verfertigt werden.

Dieses Haus im Stadttheile der Sophienkirche war die Wohnung eines Mannes, der in ganz Konstantinopel durch seine grossen Reichthümer und seinen ebenso grossen Geiz bekannt war. Dieser Mann war der Geldwechsler Calamodius. Die Abstammung Calamodius' war nicht bekannt; man erzählte sich er sei in Thessalonik von armen Eltern geboren und in seiner frühesten Jugend von Seeräubern aufgenommen worden, deren Schicksale er durch lange Jahre getheilt hatte. Man sagte noch, dass nach Verlauf von einigen Jahren, als das Kind zum Manne herangewachsen war, er seiner Talente und seines Muthes wegen zum Anführer der Seeräuberbande gewählt wurde, und dass er unter einem fremden Namen mehrere glückliche Streifzüge unternommen hatte, die der Grundstein seines grossen Vermögens gewesen. Was aber Jedermann wusste, war, dass Calamodius in vorgerücktem Alter nach Konstantinopel kam, wo er das äusserst lohnende Geschäft eines Geldwechslers ausübte, indem er auf Verpfändung von Edelsteinen und Goldschmuck Geld leihte, dessen Zinsen in einigen Monaten das ganze Kapital aufzehrten.

Calamodius war schon ein Sechziger, und stand allein auf der Welt. Er hatte sich niemals verheiratet; er hatte niemals die Liebe zu Kindern und Verwandten gekannt. Sein ganzes Gefühl war für seine vollen Geldschränke. Tagelang sass er allein im einsamen Zimmer

wo er sich ärmlich nährte, und auf seine Geldgeschäfte sann.

Das Volk Konstantinopel's, ein über alle Massen neugieriges Volk, das sich stets mit den Geschäften der Anderen abgab, hatte wiederholt versucht die Einzelheiten des Lebens dieses eigenthümlichen Mannes zu erfahren; Calamodius aber, der fast ungesehen in einem wenig besuchten Stadttheile lebte, schien so wenig als möglich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen; denn äusserst selten waren auch seine Besuche. Sah man ihn dann mehrere Tage hindurch nicht auf der Strasse, so verbreitete sich das Gerücht seines Todes, und wenn ihm Jemand erklärte, dass dieses Gerücht geglaubt wurde, so lächelte der Greis und bat seinen Freund dieses Gerücht nach Kräften bestätigen zu wollen.

Die einzigen Leute, die wussten, dass Calamodius am Leben war, waren diejenigen, die zu ihm in Geldbeziehungen standen, denn diese erhielten von ihm von Zeit zu Zeit eine Meldung, die sie an eine Geldschuld erinnerte und sahen ihn oft plötzlich erscheinen mit seinen kalten, den Leuten seines Berufs eignen Blick, der noch viel strenger als die strengste Mahnung war. Und die armen Schuldner zitterten, denn sie wussten, dass das Herz des alten Wucherers kein Mitleid fühlte, und dass man, wenn es sich um Geldangelegenheiten handelte, weder auf Freundschaft noch auf Mitleid seinerseits zu rechnen hatte. „Ich muss das Geld bereit halten, sagte sich der Schuldner, denn heute fordert er's von mir ab.“ Der Unglückliche wusste wohl dass mit unbarmherziger Pünktlichkeit der alte Mann mit dem kalten strengen Blick erscheinen werde, der Unglückliche fühlte, dass er sich in den Klauen eines gierigen Raubthieres befand, aus denen keine Rettung möglich war. Calamodius war unerbittlich; dies wussten alle und alle hassten ihn; das Volk betrachtete

ihn als einen drückenden Alp, und sah in ihm nur die abschreckende Natur der Herzlosigkeit. Man nannte ihn „den Alten“! aber es war dies nicht eine Benennung der Achtung, sondern ein Ausdruck des Hasses und des Abscheus. Einige wenige Männer, die zu ihm in bessern Beziehungen standen, gaben ihm den Namen „des Vaters“, und dieser Name erfreute den alten Wucherer ganz besonders.

Es war Abend; in den engen Gassen hatte schon das Nachtdunkel seine Herrschaft errungen. Der Tag war heiss gewesen, aber im Wirrwarr der kleinen Häuser um die Sophienkirche erhielt sich noch jene nasskalte Luft, die um so fühlbarer ist, je strahlender die Sonne auf den offenen Plätzen glänzt.

In der Wohnung des alten Wucherers herrschte tiefe Ruhe, das erste Zimmer war ganz dunkel, im zweiten brannte eine kleine Lampe, die spärlich den Raum erhellte. Am Tische sass Calamodius, den Kopf auf die Hand gestützt, und sorgfältig mehrere Papiere untersuchend.

Calamodius war alt, von hohem hagerm Wuchs, obwohl vom Alter etwas gebückt. Ein dünner weisser Bart bedeckte den untern Theil seines Gesichts, sein Kopf war von einer schwarzen Mütze bedeckt, wie sie zu jener Zeit die Juden im Orient trugen. Die Farbe seines Gesichts hatte jenen eigenthümlichen Ton, den die Gesichtsfarbe der alten Leute in den südlichen Weltstrichen annimmt, es schien als habe der Glanz der gold'nen Münzen die Spur seines Widerstrahls auf diesem Gesicht zurückgelassen. Das Eigenthümlichste aber waren die Augen des Alten; klein und von dicken Augenbraunen umhüllt. Der Blick hatte jene Schärfe und Durchdringlichkeit, die stets das Auge des Mannes hat, der gegen Alles und gegen Alle Misstrauen fühlt. Rasch und lebhaft

wie der Blitz schoss dieser Blick nach allen Richtungen hin und schien alles zu umfassen was vorging. Von Zeit zu Zeit überflog das Auge plötzlich ein Schein von Entschluss und Muth, der nicht zu dem Berufe des Mannes stimmte. Dieser plötzliche Schein bekundete den alten Seeräuber, der unerschrocken allen Gefahren getrotzt und wiederholt schon dem Tode in's Gesicht gesehen. Es waren zwar viele Jahre schon seit jener Zeit verflossen, aber der Muth hatte seinen Stempel jenem Auge aufgedrückt, und hatte ihm jedes Feuer verliehen, dass selbst den Augen der Verbrecher und der Mörder eine edle Kühnheit — wenn man ein solches Wort gebrauchen kann — gibt.

Calamodius trug ein langes schwarzes Gewand, das ihm bis an die Füße reichte. Es war dies ein Kleid wie es zu jener Zeit die Zauberer und Sterndeuter trugen, die einen so mächtigen Einfluss auf die ungebildeten Klassen der Bevölkerung ausübten. Die Finger des alten Mannes waren fein und mager; es schienen vielmehr die Klauen eines Raubthieres als menschliche Finger zu sein; die Hand die in den Papieren, die auf dem Tische lagen blätterte, hatte wiederholt Zuckungen; es zitterte die Lampe, aber der Blick des Alten zitterte nicht, er war wie angenagelt auf den Papieren, die vor ihm lagen.

Während das Auge des alten Geldmanns die dichtgeschriebenen Papiere durchflog, flüsterten seine Lippen gebrochene Worte. Seine Stimme war kurz und schneidend, wie ein Messer, und oft von einem leichten Hüsteln unterbrochen.

— Die Zeiten sind schwer, sagen die Leute, und ein ironisches Lächeln spielte auf seinen Lippen. Ja, ja! die Zeiten sind schwer für die Unvorsichtigen und für die Verschwender. — Wiederholte Kriege haben das Land entkräftet, und ihm die Lebenskraft entzogen. Wer ist

aber daran Schuld? Warum sind unsere Herrscher ehrgeizig und raubstüchtig? — Der Krieg ist ein grosses Uebel, aber ein nothwendiges Uebel. — Es gab aber auch Jahre des Friedens, hat das Volk diese Jahre auch gehörig ausgebeutet? — Nein! Es verlangte Belustigungen Feste, Pferderennen, Thierhetzen — Gross und Klein wollte in's Theater gehen. Wer zahlen konnte nahm an den kostspieligen Festen Theil, aber auch wer nicht zahlen konnte, wer sich sein tägliches Brod erwerben musste, wollte sich belustigen — Dummes Volk! — Jetzt murren sie, jetzt klagen sie ob der Härte der Zeiten — jetzt suchen sie mich auf, und verlangen Geld.

Man nennt mich den Alten — eine Spottname! — Man nennt mich Vater — Warum? Weil sie meiner bedürfen — Hier, rief er aus indem er mit seiner Knochenhand auf die Papiere schlug — hier habe ich den Beweis davon vor Augen. — Noch nie waren so viele dieser Papiere in meinen Händen. — Diese Papiere beweisen der Menschen Unsinn — Was geht mich dies an? Ich finde in diesem Unsinn meinen Gewinn. — Werft nur das Geld rechts und links aus! Ich habe noch welches euch zu geben; ich werde stets welches haben. Wer vorsichtig zu Werke geht hat immer Geld. — Glaubt ihr vielleicht, mich werde auch der Strom fortreissen? — Oh! ihr irrt! und wieder erschien das feine Lächeln auf seinen Lippen. — Man verbreitet hin und wieder das Gerücht, ich sei todt — Sie sagen es, glauben es aber nicht. — Sie wünschen es, ich weiss es. — Glauben sie, Calamodius werde so bald abziehen? Lebe unbemerkt, sagten die Alten und sie hatten Recht, dieser goldene Spruch ist auch mein Grundsatz.

Seine Hände durchblättern zitternd die geschriebenen Papiere und sein Auge durchlief gierig die dichten Zeilen.

Nachdem er noch einmal mit der grössten Aufmerksamkeit ein Blatt Papier durchgelesen hatte, rief er plötzlich aus:

— Ich kann wahrlich nicht begreifen, was im kaiserlichen Palaste zu Blachernä vorgeht. — Nur immer neue Geldbedürfnisse! Wo geht denn all' das Geld hin? Es war ganz natürlich wenn Alexius Geld bedurfte, um seine Erhebung auf den Thron vorzubereiten, aber jetzt da er schon fest darauf sitzt, jetzt da er die Einkünfte eines grossen Reiches in Händen hat, jetzt die Schränke völlig leer haben? Dies verstehe ich nicht. — Es vergeht keine Woche wo nicht Calamodius seine Kassen dem Kaiser öffnet. — Wohin geht dies Geld? Verschwendung! Eitle Verschwendung! — Der Kaiser unvorsichtig und leicht — Die Kaiserin ehrgeizig und verschwenderisch — Die Hofleute gierig wie gefräßige Blutegel! — Dies ist das Räthsel! — Gut, Kinder, gut! Nur vorwärts! Der „Vater“ ist hier, und der alte Vater hat Geld!

Der Alte hatte seine Arbeit vollendet und ging zu der kleinen Lukarne, durch welche man die ersten Sterne schimmern sah.

— Die Nacht ist da, sagte er — Lagos wird bald hier sein, denn Lagos ist pünktlich. — Nur mag er mir die gute Nachricht bringen, die ich erwarte. — Ja, wären alle Menschen wie Lagos, die Welt ginge anders. — Er ist ein Mann von grosser Erfahrung, der sein Geschäft kennt.

Langsamem Schrittes ging Calamodius der eisernen Oeffnung zu, und sperrte sie mittelst eines kleinen Schlüssels auf, den er unter den weiten Falten seines Kleides hervorzog. Hinter dieser Oeffnung herrschte völlige Finsterniss. Er nahm die kleine Laterne und die Papiere und trat in die Kammer ein, deren Thür er geräuschlos wieder schloss.

Diese Kammer war eine kleine in den Felsen gehauene Höhlung, die keine andere Oeffnung hatte als die eiserne Thür, die nach dem Schlafgemache führte. Der Boden war aus gestampfter Erde, wie man zu jener Zeit die Balkone und die Terrassen in Konstantinopel verfertigte. Nackt waren die Wände, und bestanden aus grossen Quadersteinen, die mittelst eines dicken Mörtels von aschgrauer Erde, die man aus der Insel Thera im griechischen Archipel brachte, zusammengefügt waren. In der Mitte des dunklen Raumes war ein steinerner Tisch befestigt, und um den Tisch zwei steinerne, unförmlich gefertigte Stühle. Der Alte stellte die Laterne auf den Tisch und drückte auf den eisernen fast unsichtbaren Kopf eines Nagels, der sich in einer Ecke der Kammer befand. sogleich wurde auf einer der Wände eine viereckige Oeffnung eine Art eisernen Schrankes sichtbar, worin Calamodius mit der grössten Sorgfalt seine Papiere legte. Darauf drückte er auf einen zweiten Nagel und auf der entgegengesetzten Wand zeigte sich ein zweiter Schrank, dem sich Calamodius mit dem Lichte näherte.

Aus dem dunklen Rachen dieses Schrankes strahlte ihm der Schein von goldenen und silbernen Münzen, die dort haufenweise aufgeschichtet waren, entgegen. Das Auge des alten Wucherers strahlte in Freude und Wonne auf.

— Meine Schätze! sagte er, mein Vermögen! Mit welcher Mühe zusammengehäuft! Welche Gefahren, welche schlaflosen Nächte haben mir diese Schätze nicht gekostet!

Ha! wie schön diese Münzen glänzen! Man sagt ein Vater empfinde ein eignes Gefühl der Wonne und des Stolzes, wenn er vor sich den in der vollen Blüte der Jugend und der männlichen Kraft stehenden Sohn sieht. — Ich begreife dieses Gefühl nicht, aber es muss etwas Aehnliches mit Dem sein, was ich im Angesicht dieses glänzenden Haufens empfinde — Der Anblick verleiht mir

neues Leben; läge ich sterbend, dieser Anblick würde mich wieder auferstehen machen.

Plötzlich wurde aus dem Hofe ein leichtes Pfeifen gehört, Calamodius schloss sogleich die kleinen Schränke sorgfältig zu, warf noch einen letzten Blick auf die dunkle Kammer, und in sein Schlafgemach tretend, sperrte er wieder die eiserne Thür zu.

Auf der hölzernen Treppe wurden Tritte hörbar, Calamodius öffnete die Thür, die zu den zwei Zimmern führte und befand sich einem Manne gegenüber der vor der Thür zu warten schien.

— Bist Du's, Johann? sagte der Alte.

— Ich bin's Vater, antwortete der Mann, der den weiten Mantel, der ihn ganz umhüllte, aufschlug.

— Ich habe auf Dich gewartet: sagte Calamodius, indem er den Fremden eintreten liess und die Thür wieder sorgfältig schloss.

Der Fremde legte seinen Mantel und seine Kopfbedeckung ab und nahm auf dem zweiten Stuhl vor dem Tische Platz, dem Hausherrn gegenüber.

Der Fremde mochte ein vierzigjähriger Mann sein, er hatte einen schönen stattlichen Wuchs und einen dichten schwarzen Bart. Sein Kopf fing an etwas von der üppigen Fülle seines natürlichen Schmuckes zu verlieren, und zeigte eine beginnende Kahlheit, die gewöhnlich eine Folge der Jahre ist. Sein Auge hatte etwas Ernstes und Kaltes mit Eigennutz und Hass vermischt. Dem alten Geldwechsler gegenüber bekundete sein Auge nur slavischen Gehorsam und kriechende Schmeichelei; man konnte errathen, dass dieser dem Anschein nach so demüthige Mann gegen seine Untergebenen hartherzig und grausam war. Sein schwarzer Anzug verlieh seinem ernsten Gesicht eine noch grössere Strenge.

Dieser Mann, der den alten Calamodius in einer so vorgerückten Stunde des Tages besuchte, war Johann Lagos, einer der Richter der Hauptstadt, ein Mann der seines strengen und gefühllosen Verfahrens wegen in Konstantinopel wohl bekannt war und als eines der willigsten Werkzeuge und der eifrigsten Vollstrecker des Kaisers betrachtet wurde. Lagos war einer jener Männer die viel dazu beigetragen hatten, den regierenden Kaiser Alexius auf den Thron zu bringen, er hatte unter der Regierung Isaak's vielfache Verfolgungen ausstehen müssen, und nun genoss er die Gunst des Herrschers, hatte die Stelle des ersten Richters des Reichs inne, und war des Thrones rechter Arm. Streng und ungerecht gegen alle seine Gegner, herzlos gegen seine Feinde, stand Lagos vor Jahren schon in enger Beziehung zu dem alten Calamodius; diese Beziehung war aber keine Freundschaft zu nennen. Calamodius benutzte den Einfluss und die Gunst des Höflings um seine Geldschränke zu füllen, und Lagos war, wie es zu erwarten war, kein uneigennütziger Vermittler in den Geldgeschäften zwischen dem Kaiser und dem alten Wucherer.

— Du bist pünktlich, Johann, sagte Calamodius nachdem Beide Platz genommen hatten; Du kamst zur Stunde, die Du mir angegeben, und doch ist die Entfernung Deiner Wohnung von der meinigen nicht klein.

— Die Pünktlichkeit ist immer eine Tugend, antwortete Lagos, für uns aber, Männer des Gesetzes, ist sie eine Nothwendigkeit. Ausserdem, Väterchen, weisst Du, wie ich gerne zu Dir komme.

— Was bringst Du mir heute Neues, Johann? fragte der Alte, indem er einen forschenden Blick auf seinen Besucher warf.

— Ich bringe gute, vortreffliche Nachrichten, erwiderte Lagos, den Alten betrachtend als wolle er erfahren

welchen Eindruck diese Worte auf ihn hervorbringen würden.

Freudig strahlte Calamodius Auge, er hatte vergebens versucht diesen Strahl zu dämpfen.

— Gute Nachrichten also! Brav, Johann! — Es freut mich zu sehen, dass Johann stets der treue, aufrichtige Freund des alten Calamodius bleibt.

— Und das gehorsamste seiner Kinder, setzte Lagos rasch hinzu. — Ich habe den Kaiser gesehen.

— Wann das? fragte der Alte ungeduldig.

— Gestern — wir waren allein.

— Und?

— Und nun bin ich über seine Lage vollkommen unterrichtet

— Ha! rief Calamodius aus, als er bemerkte dass Lagos sich unterbrach.

— Die kaiserliche Kasse ist gänzlich leer.

— Du meldest mir nichts Neues, sagte Calamodius lächelnd.

— Aber der Kaiser braucht Geld und dies sogleich.

— Dies ist mir auch bekannt.

— Was Dir aber nicht bekannt ist, Väterchen, ist, dass Alexius beschlossen hat, sich an Dich zu wenden.

— Dies habe ich auch vermuthet, murmelte Calamodius.

— Und, setzte Lagos hinzu — er wird selbst hierher kommen um mit Dir darüber zu sprechen.

— Der Kaiser will selbst zu mir kommen? erwiederte der Alte.

— Ja, Väterchen, ja.

— Der Kaiser zu mir in's Haus? wiederholte Calamodius. Was sagst Du, Johann? Dies ist nicht möglich.

— Warum nicht? Er hat's bestimmt gesagt und hat mich beauftragt, Dir dies zu melden.

— Nein, nein! sagte Calamodius; es ist nicht möglich, und was will der Kaiser von mir?

— Weisst Du es nicht, Väterchen?

— Dazu konnte er Dich gebrauchen, wie er es schon so oft gethan.

— Du vergisst, erwiederte Lagos, dass der Kaiser der Herr aller seiner Unterthanen, und der Gebieter ihrer Häuser und ihrer Reichthümer ist, und das zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ihm alle Thüren offen stehen.

— Ja, ja, ich weiss es; der Kaiser ist unser Aller Herr; und dies Recht spreche ich ihm gar nicht ab. — Aber wie kann sich meine ärmliche Wohnung vor dem mächtigen Beherrscher des byzantinischen Reichs öffnen? Wie kann mein niedriges Dach meinen Herrn und Fürsten empfangen? Johann, Du hättest ihm davon ab-rathen sollen, Du hättest ihm sagen sollen, Calamodius sei nirgends zu finden — er sei verreist — Du hättest ihm vorstellen sollen, wie gefährlich es sei für einen Kaiser durch diese engen Gassen zu ziehen, wo die erste Mörderhand sich gegen ihn ausstrecken kann. —

— Glaubst Du, Calamodius, unterbrach ihn Lagos, der Kaiser fürchte sich? Glaubst Du, er gleiche seinem feigen Bruder Isaak, den die kleinste Gefahr erbeben machte? — Doch beruhige Dich Väterchen, der Kaiser wird verkleidet hierher kommen.

— Warum aber diese Vorkehrungen, da es sich blos um Geld handelt? sagte der Alte, misstrauisch Lagos betrachtend. Ein Kaiser sich einer so niedrigen Sache wegen so tief herablassen?

— Es ist nicht dies allein was der Fürst mit Dir besprechen will, er will mit Dir noch von etwas Anderen sprechen.

— Von etwas anderem, sagst Du, Johann? Was anderes kann der Kaiser von mir haben wollen als Geld? Wozu kann ich, alter gebrechlicher Mann, einem so mächtigen Fürsten nützlich sein?

— Was er Dir sagen will, weiss ich nicht, er hat mir darüber Nichts gesagt. Er wird es Dir selbst erklären.

— Und Dir, dem treuesten seiner Diener gegenüber könnte der Kaiser ein Geheimniss haben? Johann Du hintergehst mich!

— Ich Dich hintergehen, Väterchen? Ich, dein alter Freund; ich, Dein Sohn? Calamodius Du bist ungerecht!

— Ich glaube Dir, sagte der Alte mit dem Kopfe schüttelnd, welchen Nutzen hättest Du auch mich zu hintergehen? —

Aber dieser kaiserliche Besuch, so unerwartet beunruhigt mich. — Ich hätte es vorgezogen, wenn auch diesmal das Geschäft, wie immer, abgeschlossen würde. Denn, Johann, es bedarf einer eigenen Kunst einen Fürsten gegenüber zu stehen; und diese Kunst besitze ich nicht, ich habe sie niemals erlernen wollen.

— Sei nur unbesorgt, Väterchen. Der Kaiser ist der einfachste, der schlichteste Mann auf Erden. Lass dich gar nicht stören; denk', Du habest einen Deiner Kunden vor Dir, mich, zum Beispiel. Glaube mir, Calamodius, grösser ist die Vorstellung, die wir uns von den Fürsten machen, als was diese eigentlich sind. Zu dem wisse, Väterchen, dass ein Fürst, der einen seiner Unterthanen, dessen er bedarf, aufsucht, viel von dem Glanze verliert, der den Thron umgibt. Und Deiner bedarf der Kaiser, Du weisst es.

— Ich wiederhole es Dir, Johann, ich besitze die Kunst nicht, mich vor dem Mächtigen dieser Welt zu beugen; mein Kreis ist niemals ein Kreis von Fürsten gewesen.

— Väterchen; sagte Lagos, indem er dem Alten fest in's Gesicht sah; dies ist nicht der Grund, wesshalb Dir der kaiserliche Besuch ungelegen kommt. Der Grund ist ein anderer und ich kenne ihn.

— Nein, nein Johann, ich schwöre Dir, ich habe keinen andern Grund.

— Wohin führt jene eiserne Thür, Calamodius? sagte plötzlich Lagos auf die Oeffnung der Schatzkammer zeigend.

— Wohin? antwortete der Alte! nun, in das Zimmer wo ich meine Bücher und meine Papiere aufbewahre, und wo die wenigen Lebensmittel sich befinden, die zu der ärmlichen Erhaltung meines Daseins dienen.

— Du sagst nicht die Wahrheit, Väterchen, erwiderte der unerbittliche Höfling; jene Thür führt zu deinen Schätzen, und Du fürchtest, der Kaiser könne jene Haufen von Gold und Silber und die reichen Edelsteine, die dort liegen, zu Gesicht bekommen. Du willst nicht, dass der Fürst erfahre, dass Du der reichste Mann in seinem ganzen Lande seiest.

— Lagos, man verleumdet mich, weil ich manchmal einem Freunde behilflich sein kann, weil ich durch die Einfachheit in meiner Lebensweise und durch die vielfachen Entbehrungen, die ich mir täglich auflege, ein klein wenig über die Armuth mich zu erheben vermocht, will dies auch sagen, dass ich der wohlhabendste der Unterthanen meines gnädigen Herrn und Kaisers bin?

— Sei ohne Furcht, Väterchen, sagte Lagos beschwichtigend, dem Kaiser sind Deine Umstände bekannt, er will Dir nicht Unrecht thun, glaube es mir.

Indessen will ich an der Eingangsthür auf den Herrn warten gehen. — Du bleib' hier — wir werden bald hier sein. — Du weisst, Väterchen, setzte Lagos hinzu, dass ich stets in Deinem Interesse handle, Du weisst

wie ich Dich verehere und liebe. — Vertrau' auf mich, Du wirst es nicht bereuen. Hat unsere Freundschaft nicht schon die Wasser- und die Feuerprobe überstanden? Ich sagte Dir, ich bringe gute Nachrichten, habe nur Geduld und Du sollst die Wahrheit meiner Worte erkennen.

Lagos hüllte sich in seinen Mantel ein und verliess das ärmliche Zimmer. Calamodius blieb auf seinem Sitz wie angeheftet, und sah nach der Thür, durch welche sein Freund sich entfernt hatte.

— Was soll der geheimnissvolle Besuch des Kaisers, murmelte er — Ha! Lagos! solltest du mich hintergehen! Gib Acht auf dich!

Und das kleine Auge des alten Mannes heftete sich auf die nackte Klinge an der Wand.

Der Blick, den jenes Auge warf, war der Blick eines alten Seeräubers.

— Ihr müsset fein spielen, setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, wenn ihr mich ertappen wollt.

Die Thür öffnete sich leise und zwei Männer traten ein, von denen der erste Lagos war und der andere Kaiser Alexius selbst, in der Verkleidung eines Matrosen.

Calamodius sah den Fürsten, erkannte ihn und sank vor ihm auf die Knie.

Alexius stand noch in der vollen Kraft seines männlichen Alters. Unter dem festanliegenden Kleide eines Seemanns konnte man die schönen Formen seines Körpers bemerken. Alexius war nicht von hohem Wuchs, aber sein ganzes Auftreten hatte jene natürliche Anmuth, die ganz besonders den Mitgliedern der kaiserlichen Familie der Angelos eigen war. Sein Haar war reich; sein Bart voll, mit einigen grauen Haaren gemischt. Sein Auge verrieth das Unstäte und Zögernde eines schwachen Charakters.

Dass Alexius nicht der Mann des Entschlusses und des festen Willens war, dies war bekannt, und alle Um-

stände seines Lebens hatten ihn bisher als solchen gezeigt. Er hatte um die Lippen ein leichtes Zucken, das, wie man sagte, die Folge des Eindrucks war, den auf ihn die Blendung seines Bruders, des Kaisers Isaak gemacht, die er, von blutdürstigen Anhängern angerathen, angeordnet hatte.

— Steh' auf, Calamodius, sagte Alexius zum Hausherrn, indem er auf einen der hölzernen Stühle Platz nahm — steh' auf; ich habe mit dir zu sprechen.

— Mein Herr und Gebieter, antwortete der Alte aufstehend, ich hätte niemals glauben können, dass mein ärmliches Dach mit dem Besuche meines sieggekrönten Kaisers beglückt werden sollte.

— Ueberlass solche Ausdrücke den Höflingen und den Leuten, die den Thron umgeben, sagte Alexius die Hand erhebend; du bist ein Geschäftsmann und als solcher über alle diese Kleinigkeiten und Eitelkeiten hinweg. — Komm, und lass uns ernst und aufrichtig sprechen. — Du siehst, ich habe eine Verkleidung mir genommen, um ungestört und unbemerkt hierher zu kommen; denn leider wird jedes Wort eines Fürsten belauscht, und jeder seiner Schritte gefolgt. —

— Mein Fürst, ich steh' zu deinen Diensten, antwortete Calamodius mit einer tiefen Verbeugung.

— Ich brauche Geld, Calamodius, sagte Alexius; Lagos wird dir schon gesagt haben: Meine Kasse ist leer.

— Ach, mein Fürst, deine Freigebigkeit ist so grenzenlos, erwiderte der Alte, dass, hättest du alle Reichthümer der Welt, diese noch nicht für alle deine Wohlthaten genügen könnten.

— Du wirst ein Schmeichler, Calamodius, sagte Alexius, indem er auf das von dem spärlichen Licht der Lampe beleuchtete Gesicht des Alten seinen Blick heftete. Es ist nicht meine Freigebigkeit, die meine Kassen leert, sondern

die Verschwendung, die unaufhörliche Verschwendung und der gefräßige Rachen der raubgierigen Wölfe, die mich umgeben. Du hast dich vor solchen Wölfen nicht zu fürchten; du bist glücklich und reich; du wirst wieder deinem Kaiser beistehen.

— Was vermag ich, deiner Unterthanen letzter, für dich zu thun, mein Fürst?

— Du vermagst es, Calamodius, sagte Alexius fest, und Lagos hier hat von mir den Auftrag erhalten dies Geschäft mit dir abzuschliessen. — Aber die Ursache meines heutigen Besuchs ist eine andere, und ich verlange von dir eine bestimmte Antwort auf die Fragen, die ich dir stellen werde.

— Der Wunsch meines Herrn und Kaisers ist für mich Befehl, erwiderte Calamodius, der einerseits den Gewinn berechnete, den er von dem Geldvertrage mit dem Kaiser ziehen sollte, anderseits aber den Sinn der letzten Worte des Fürsten nicht begreifen konnte. Er wusste wohl, dass nur der Geldangelegenheit wegen der Kaiser seinen Palast zu Blachernä niemals verlassen hätte.

— Calamodius, sagte Alexius, erzähle mir dein Leben; ich wünsche aus deinem eignen Munde zu erfahren, wie du in diesem Lande so grosse Reichthümer hast aufhäufen können.

— Mein Leben willst du kennen, Fürst? Es bietet nichts Beachtenswerthes, antwortete der Alte, die grösste Unruhe verrathend. — Es ist ein Leben voll von Sorgen und Mühen, das nicht werth ist erzählt zu werden. Es ist das Leben eines Lastthieres, das zu den härtesten Arbeiten verurtheilt ist. Wenn ich im Stande gewesen einige wenige Geldersparnisse zu machen, so verdanke ich dies meinen geringen Bedürfnissen und der Einfachheit meiner Lebensweise.

— Dass die Einfachheit im Leben und die Sparsamkeit zwei Quellen von Reichthümern sind, ist längst bekannt,

sagte der Kaiser; aber Schätze entströmen nicht aus diesen zwei Quellen, die viel zu mager dazu sind. Calamodius, du bewohnst Konstantinopel seit zehn Jahren. — Was machtest du, wo warst du, ehe du hieher kamst?

Die Fragen des Fürsten beunruhigten den Alten; er wusste wohl, dass alle diese Fragen einen Zweck hatten, und suchte eine Antwort zu finden, die diesen Fragen ein Ende setzen sollte.

— Ja, mein Fürst, sagte er, seit zehn Jahren bewohne ich diese Hauptstadt. In der weiten Welt umherirrend und nach überstandenen Mühen und Gefahren fühlte ich das Bedürfniss mich auszuruhen; ich wurde alt und hatte nicht mehr die Kraft, die vielen Reisen und Entbehrungen auszuhalten.

— Du entgehst wieder meiner Frage, Calamodius, sagte Alexius, ich habe dich gefragt was für eine Beschäftigung du hattest ehe du hieher kamst, und wo du wohntest.

— Mein Fürst, in Thessalonik, wo ich geboren, durchlebte ich meine Jahre. Ich betrieb dort das mühevollste Werk eines Vermittlers zwischen den Käufern und den Landleuten der Umgebung, die ihre Landesprodukte an den Mann bringen wollten. — Ach, mein Fürst; es war eine harte, anstrengende und sehr undankbare Arbeit; ich war stets gezwungen gegenseitiges Misstrauen zu bekämpfen und entgegenstrebende Interessen zu vereinigen.

— In Thessalonik, wiederholte langsam Alexius, als suche er was er sagen sollte. Ja, ich kenne Thessalonik, eine der grössten Städte in meinem Reiche, ein wichtiger Hafenplatz, wo stets viele Hunderte von Schiffen vor Anker liegen.

— Ja, Fürst; was den Handel anbelangt ist Thessalonik eine der wichtigsten Städte auf Erden, sagte Calamodius, der die Aufmerksamkeit des Kaisers auf diesen allgemeinen Gegenstand zu lenken trachtete.

— Und in Thessalonik hast du gewiss viele Bekanntschaften gemacht? fragte wieder Alexius.

— Ich habe Leute gekannt, mein Fürst, mit denen ich in Geschäftsbeziehungen stand; es waren ungebildete Kaufleute, einfache und gar oft rohe Kameraden.

— Als ich vor ungefähr zwölf Jahren im Auftrage meines Bruders, des Kaisers, in Thessalonik mich befand, sagte Alexius langsam, sprach man viel von einem genuesischen Seeräuber, Kafuris mit Namen, der von den Seefahrern und von den Kaufleuten sehr gefürchtet war.

— Calamodius schwieg, aber seine Augenbraunen zogen sich tiefer zusammen und seine Augen schossen Blitze.

— Jener Kafuris, setzte der Kaiser hinzu, war der Schrecken aller Küstenstädte geworden; denn seine Streifzüge waren äusserst verwegen und gefährlich. — Hast du jemals Gelegenheit gehabt jenen Seeräuber zu sehen, Calamodius?

— Nein, mein Fürst, erwiderte dieser; niemals. — Ich habe wohl von ihm gehört; da ich aber keine Interessen auf dem Meere hatte, habe ich mich nicht weiter über ihn erkundigen wollen. Nun aber, vermuthe ich, wird der gefährliche Fremde wohl gestorben sein, denn man sagte ihn schon alt an Jahren, und längst schon hat man nichts mehr von ihm gehört.

— Da irrst du, Calamodius, sagte Alexius; in der letzten Zeit ist dieser gefährliche Mann viel dreister geworden; er hat nun mehrere Schiffe unter seinem Befehl und unternimmt noch kühnere Streifzüge als zuvor. Das Schlimmste bei der Sache ist, dass er sich nicht bloss auf das ägäische Meer beschränkt, sondern auch unsere Küsten bedroht und auf die Hauptstadt sein gieriges Auge geworfen zu haben scheint.

— Der er sich aber niemals zu nähern wagen wird, setzte Calamodius lächelnd hinzu.

— Wer kann es wissen? sagte der Kaiser. Nun will ich aber von diesem lästigen Nachbar befreit werden; ich will, dass mein Land den Druck dieses Alpes nicht länger erdulde, und da ich sowohl auf deine Kenntnisse als auch auf den grossen Einfluss, den du auf alle Klassen ausübst Vertrauen habe, so will ich dich verwenden, um dem weiteren Vordringen des frechen Seeräubers Einhalt zu thun.

— Mich, mein Fürst? Mich? rief Calamodius aus. Ich bin der untauglichste der Menschen dazu.

— Nur von dir verlange ich diesen Dienst, sagte der Kaiser; du bist ein Landsmann Kafuris' — den Worten und den Vorstellungen eines Landsmanns wird er viel eher glauben, als sich der Gewalt und den vielrüdigen Galeren ergeben wollen. — Unterbrich mich nicht, Calamodius. — Du wirst gewiss Mittel haben ihn ausfindig zu machen; sag' ihm, der Kaiser werde ihn fortan unbelästigt lassen, wenn er seine Flotte aufzulösen und ein ruhiges Leben hier in der Hauptstadt zu führen beschliesst.

— Welche Macht, mein Fürst, werden meine Worte auf einen solchen Mann haben?

— Dein Werk ist's ihn dazu zu bewegen, antwortete der Kaiser aufstehend. Von dir erwarte ich diesen Dienst, und am Tage, wo du mir melden wirst, du habest meinen Auftrag ausgerichtet, werde ich dich reichlich, fürstlich belohnen. — Nun weisst du den Grund meines heutigen Besuches, Calamodius; nun beeile dich! — Lagos, setzte der Kaiser hinzu; du wirst morgen das Geldgeschäft abschliessen; lass uns jetzt gehen; unsere Abwesenheit aus dem Palaste hat schon zu lange gedauert.

Alexius verliess, von Lagos begleitet, das ärmliche Gemach des alten Wucherers.

— Dies ist ein Hinterhalt, rief Calamodius aus, sobald er allein blieb. — Man will Kafuris unschädlich machen. So lange Calamodius am Leben ist wird Kafuris nur seinem Winke folgen! Und das Auge des alten Mannes warf wieder einen wilden Blick.

Bald erlosch die kleine Laterne und tiefes Dunkel umhüllte die enge Stube, wo der reiche Calamodius bei seinen Schätzen wachte.

---

## 2. Kapitel.

### **Kaiser Alexius.**

Das grosse Mittelthor des Kaiserpalastes zu Blachernä stand weit geöffnet. Unter dem geräumigen Eingangsthore und im innern Hofe standen die bewaffneten Leibgarden, denen die heilige Person des Kaisers anvertraut war, der Reihe nach aufgestellt. Vor dem Thore auf dem weiten Kaiserplatze drängte sich eine dichte Menge von Neugierigen. So oft der Herrscher nach dem Tempel sich begab um sein Gebet zu verrichten, was wöchentlich einmal stattfand, oder so oft er zur Jagd ausritt, drängte sich das neugierige Volk auf den Platz und verfolgte mit gaffenden Augen die Vorbereitungen dazu. Dies geschah wohl auch unter den früheren Kaisern, aber Alexius erschien stets auf der Strasse im reichen, kaiserlichen Gewande und mit der gold'nen Kaiserkrone auf dem Haupte, was noch mehr die Neugier der unbeschäftigten Menge erregte. Oft sieht man solche eitle Monarchen, die durch kindliche Schaustellungen ihren Unterthanen sich aufzudringen wähen.

Alexius wollte heute mit glänzendem Gefolge die Sophienkirche besuchen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, den der Patriarch bei Gelegenheit des Jahrestages der Thronbesteigung des Kaisers halten sollte.

Alexius war in seiner Jugend nicht wie sein Bruder Isaak, für die religiösen Lehren eingenommen; nach seiner Thronbesteigung jedoch und nach der blutigen Strafe, die er dem entthronten Bruder auferlegt, wurde bemerkt, dass er viel häufiger die Gotteshäuser besuchte und gerne sich mit theologischen Fragen abgab. Es wurde selbst wiederholt das Gerücht verbreitet, er habe vor, dem Throne zu entsagen und in der Stille eines Klosters die Vergebung seiner Sünden zu erlangen, welcher Entschluss aber seine ehrgeizige Gemahlin, die herrschstüchtige Euphrosyne, vereitelt haben sollte.

Auf stattlichen Rossen warteten am Thore drei der treuesten Anhänger des Thrones, Andronik Kontostephanos, ein Neffe des bekannten Seehelden und Schwiegersohn des Kaisers, Isaak Comnenus, dessen Vetter, und dessen Oheim, Johann Dukas, ein alter Mann, eine imposante Erscheinung auf seinem hohen Pferde. Hinter diesen Männern, die den ersten Rang im Hofstaat des Kaisers behaupteten, standen mehre Hofleute in ihren glänzenden von Gold und Edelsteinen abstrahlenden Gewändern. Zwei reich gekleidete Reitknechte hielten am Zügel das schlanke arabische Pferd, das für den Kaiser bestimmt war. Dieses Thier war eines der schönsten, die je das pferdreiche Arabien hervorgebracht; rabenschwarz war seine Farbe und glänzend sein Haar, es hielt den Kopf hoch und blickte mit feurigem Auge auf den Platz als fühle es sich stolz, den Kaiser tragen zu sollen; kaum konnten die stämmigen Reitknechte die Ungeduld des prächtigen Thieres bändigen.

Bald wurde eine Bewegung unter den Leibgarden bemerkt, und alle Blicke richteten sich nach der grossen steinernen Treppe, die zu den kaiserlichen Gemächern führte.

Inmitten einer tiefen Stille erschien Alexius, um sein Pferd zu besteigen. Alexius war blass, und seine Blässe

war noch durch den langen Bart erhöht. Zerstreut wandte er seine Blicke auf die im Hofe aufgestellten Krieger und begrüßte durch eine leichte Kopfbewegung die drei Verwandten und die übrigen Würdenträger. Der Protostrator (oder wie man heutzutage sagt: der Hofmarschall) führte dem Kaiser das Pferd vor, und Alexius ergriff die Zügel. Plötzlich fängt das Pferd an sich wild aufzubäumen, sein Auge ist mit Blut unterlaufen, seine Ohren sind gespitzt, und durch wiederholte Fußschläge verwehrt es jedes Herannahen. Vergebens versuchen die Reitknechte bald durch Schmeicheleien, bald durch Drohungen die plötzliche Aufwallung des edlen Thieres zu bezähmen; vergebens trachtet Alexius selbst als gewandter Reiter des Thieres Meister zu werden. Das Pferd ergibt sich nicht, es wirft den schönen Kopf hin und her, wiehert, athmet tief auf und sein Maul ist mit blutigen Schaum erfüllt. Stumm umstehen die Anwesenden den Kaiser, aber Niemand wagt es dem wüthenden Thiere zu nahe zu treten. Endlich hat Alexius einen günstigen Augenblick benutzt, hat das Pferd bestiegen und dem Zügel einen starken Ruck gegeben. Es zittert vor Schmerz das edle Thier, seine Mähne richtet sich wild empor, aber Alexius ist ein guter Reiter, und treibt das Pferd dem Eingangsthore zu. Unter dem Thor angelangt macht aber das Pferd einen mächtigen Sprung und schleudert den kühnen Reiter weit von sich.

Alexius stürzt und die glänzende Kaiserkrone fällt ihm vom Kopfe. Bei diesem Anblicke steigen Alle vom Pferde und drängen sich zu den gestürzten Fürsten, den sie getödtet glauben. Aber Alexius war unversehrt geblieben; er stand auf und sah zu seinen Füßen die Krone die bei dem Falle in Stücke gegangen war. Noch stärker wurde bei diesem Anblicke die Blässe seines Gesichtes, und ohne ein Wort zu sagen, ohne auch nur einen Blick

auf seine Begleiter zu werfen, stieg er wieder die steinerne Treppe hinauf und verschwand.

Die Personen, die das Gefolge bildeten, traten wieder in das Innere des Hofes ein, die bewaffneten Krieger zogen sich zurück, und das schwere Thor ward mit einem dumpfen Geräusch geschlossen.

Und das Volk auf dem weiten Platze, das noch nicht genau erfahren hatte, was geschehen, verzog sich allmählig; nur einige grauhaarige Männer unter den Zuschauern schüttelten den Kopf und flüsterten sich leise in's Ohr: Ein böses Zeichen! Ein böses Zeichen!

Der Kaiserpalast zu Blachernä hatte wieder sein düsteres und trauriges Aussehen angenommen.

Unterdessen war Alexius durch die verschiedenen Gänge in seine Gemächer gekommen, eilig als sei er von einem Gespenste verfolgt, bleich und verstört und die Kleider in Unordnung. Dem Varangen, der vor der Thür seiner Gemächer Wache hielt, schrie er rasch entgegen: „Die Kaiserin!“ und trat in seine Zimmer ein.

Alexius war ein schwacher Charakter; er war ein Mann, auf den die kleinsten Vorfälle einen tiefen Eindruck machten und der stets zum Aberglauben geneigt war. An einem Hof geboren, wo solche Ideen längst schon tiefe Wurzeln gefasst hatten, konnte gewiss auch Alexius, so ohne alle Grundsätze wie er war nicht frei von diesen bleiben, und selbst in seiner frühesten Jugend schenkte er gern den Traumdeutern und Geistbeschwörern Glauben und fand im Umgang mit Astrologen und Zauberern ein grosses Vergnügen. Nur nach seiner Vermählung mit der geistreichen Euphrosyne hatte er einiger Massen den betretenen Weg verlassen, und vom ersten Einfluss befreit, war er unter den Einfluss seiner Gemalin gerathen. Er hatte alle Abenteurer, die ihn umringten, verabschiedet, da Euphrosyne es von ihm verlangt hatte.

Euphrosyne war wirklich eine aussergewöhnliche Frau. Eine Enkelin des berühmten Gregor Kamateros, der unter der Regierung des ersten Alexius zu der hohen Stelle eines Grossschatzmeisters gelangt war und zur Gemalin eine Frau aus der einflussreichen kaiserlichen Familie der Dukas heimgeführt hatte, hatte Euphrosyne, die den pomphaften Namen einer Dukas angenommen, der ihre edle Abkunft mütterlicherseits bekundete, die Ueberlegenheit ihres Geistes gefühlt! und indem sie ihre Hand Alexius dem Bruder des regierenden Kaisers Isaak reichte, hatte sie im Voraus sich den Weg gebahnt, den sie zu verfolgen hatte. Sie war es, die ihren schwachen Gemal zwang, die Ausführung des gegen die Bulgaren unternommenen Zuges zu übernehmen, sie war es, die das Heer für ihren Gemal günstig stimmte, sie war es endlich, die ihn zwang die ihm von der Armee dargebotene Krone anzunehmen. Euphrosyne war ihrem Manne nach der Hauptstadt vorangegangen, und hatte den Patriarchen bewogen, ihn in der Sophienkirche zum Kaiser des byzantinischen Reiches auszurufen, sie hatte auch nach Bekämpfung aller Gegner ihrem Gemale den Einzug in die Hauptstadt vorbereitet. Euphrosyne besass alle jene Eigenschaften, die die Auserwählten ihres Geschlechtes schmücken. Fest und entschlossen, ein Mann dem Muthe nach, das Wort Vertrauen einflössend und voll Anmuth, schön und edel von Körper, und die Kunst im reichsten Masse besitzend durch eine reiche Kleidung und durch kostbare Verzierungen ihre Schönheit noch zu erhöhen, hatte Euphrosyne sowohl vor ihrer Thronbesteigung als auch als Kaiserin des Volkes Liebe sich errungen, und nur wenigen Gegnern, die sie zurückgedrängt, war sie ein Dorn im Auge geblieben.

Alexius war von dem Einfluss seiner Gemahlin gänzlich unterjocht worden, und in allen seinen Lebensum-

ständen, bei den kleinsten Vorfällen war's Euphrosyne, die er aufsuchte, war es ihr Rath, den er befolgte. Einerseits freute sich die Kaiserin, ob dieser hohen Macht und ob der Freiheit, die sie besass den Eingebungen ihres Geistes folgen zu können; anderseits aber, geistreich und hochherzig, empfand sie wenig Liebe für den Mann, den sie nicht achten konnte. Die wahre Liebe begründet sich auf die Achtung. Wir können den Menschen nicht lieben, sei's der beste Mensch auf Erden, den wir aus einem oder dem anderen Grunde nicht achten können. Dies ist besonders bei den verschiedenen Geschlechtern der Fall; eine Frau, um einen Mann zu lieben, muss ihn vor Allem achten. Weder des Körpers Schönheit noch andere Eigenschaften sind mächtig genug, dies Gesetz der Natur zu vernichten.

Indem also Euphrosyne ihren Gemal nicht achten konnte, hatte sie sich allmählig von seinem Einfluss befreit, und hatte nicht nur im Kaiserpalaste zu Blachernä eigene Gemächer bezogen, wo sie ihre Anhänger und Rathgeber empfing, sondern hatte auch an den Staatsgeschäften stets einen thätigen Antheil genommen, und ganz unabhängig vom Kaiser erliess sie Befehle und übte eine Art von Regentschaft aus; bei öffentlichen Vorstellungen fremder Gesandten sass sie auf eigenem Thron, der durch seine Pracht selbst den kaiserlichen Thron überschattete; mit der strahlenden Krone auf dem Haupte und in ihrer reichen Kleidung glänzte sie durch ihre Schönheit, und, was noch wichtiger war, durch ihren Geist. Alexius hatte sich diesem Einfluss ergeben müssen, und that Nichts, beschloss Nichts, wenn er nicht zuvor die Einwilligung seiner Gemalin hatte.

Es war folglich ganz natürlich, wenn der Kaiser nach dem Vorfall am Thore des Palastes dem wachhabenden Varangen den Befehl gab, die Kaiserin zu rufen.

Es war etwas Unerwartetes geschehen, das ihm die grösste Furcht verursacht hatte; sein Geist, von nagender Unruhe befallen, hatte sogleich an seine gewohnte Hilfe gedacht. Alexius war dem kleinen schwachen Kinde gleich, das sowohl in der Aufwallung der Freude als auch in seinem Schmerz und seiner Furcht die Mutter um Hilfe ruft, und der Mutter Schoos aufsucht, wo es Schutz und Trost findet.

Alexius hatte zwar wiederholt versucht dieses Joch abzuschütteln, besonders auf den Rath einiger Hofleute, die für die Kaiserin nicht gut gestimmt waren; aber alle diese Versuche waren am moralischen Einfluss gescheitert, den die höhere Natur der Kaiserin auf ihn ausübte. Der Gefesselte nagte an seinen Fesseln; aber die Fesseln waren fest und rissen nicht; ganz im Gegentheil wurde Alexius mit jedem Tage ein willigeres Werkzeug des Willens seiner Gemalin. So sind stets und zu allen Zeiten die höheren Naturen; ihr Einfluss öffnet sich immer einen Weg. Nicht des Körpers Stärke, nicht die rohe Kraft der Arme, nicht der gebieterische Ton in der Stimme; des Geistes Ueberlegenheit ist die wahre Macht, und diese Macht kann sowohl in den Händen des starken Mannes als auch in den Händen der schwachen Frau liegen.

Euphrosyne trat bald in das kaiserliche Zimmer ein; sie erschien mit dem ruhigen Blick eines Menschen, der auf Alles gefasst ist. Euphrosyne stand in jenem Alter, in dem das Weib ihre ganze Uebermacht ausübt, und in dem ihr natürlicher Geist, durch die Erfahrung geläutert, noch glänzender strahlt. Verschwunden ist die jugendliche Schüchternheit, die oft auch des Geistes Glanz verdunkeln kann. Sie stand in ihrem vierzigsten Lebensjahr. Hoch von Wuchs, ihre breite, weisse Stirn von schwarzen Locken umrauscht; das Auge ruhig und sanft, voll von jenem Feuer, das so anlockend wirkt. Ihre Wangen waren

geröthet und zeigten jene reizenden Falten und Bewegungen die leicht sich zu einem Lächeln bilden, und ebenso leicht wieder dem ganzen Gesicht den Siegel des Ernstes und des Nachdenkens auflegen.

Sobald sie eintrat, warf sie einen Blick auf den Kaiser, der auf einen grossen Armstuhl sass und erkannte sogleich, dass etwas Ungewöhnliches vorgefallen war. Sie liess sich nicht die mindeste Unruhe merken, und zu Alexius tretend, sagte sie mit ihrer sanften Stimme:

— Mein Fürst und Gemal hat nach mir verlangt?

— Unerhörtes ist geschehen! antwortete Alexius, dessen Stimme noch zitterte.

— Unerhörtes, Alexius? Fürwahr, Du bist aufgeregt, auf deinem Gesichte sehe ich noch eine unerklärliche Unruhe gemalt.

— Konnte ein solcher Vorfall mich nicht beunruhigen Euphrosyne? Ich war eben im Begriff nach dem Tempel zu reiten; da versagte mein Pferd den Dienst; es bäumte sich, es wurde wild, und warf mich endlich zu Boden.

— Es war doch dein gewöhnliches Pferd?

— Ja, dasselbe. Ich fiel und im Falle stürzte meine Krone auf die Erde und ging in Stücken.

— Unglaublich fürwahr! sagte Euphrosyne und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck des Ernstes an.

— Es ist nicht der Sturz vom Pferde, der mich beunruhigt. Auf dem Schlachtfelde gewöhnt man sich an solche Vorfälle, — Aber der Fall meiner Krone, Euphrosyne.

— Und doch war dies eine ganz natürliche Folge des Sturzes. Musste denn die lose auf deinem Haupte liegende Krone nicht auch fallen?

— Bedenke aber, Euphrosyne, sagte Alexius, indem er jedes Wort betonte, als wolle er selbst den Sinn seiner Worte fassen; bedenke aber, welch ein böses Zeichen dies

ist. Glaubst du nicht, dass der Himmel mir damit hat künftige Leiden enthüllen wollen?

— Ein böses Zeichen, Alexius? erwiderte Euphrosyne mit einem leichten Lächeln. Kann ein ganz natürlicher Vorfall als ein böses Zeichen gedeutet werden? Kann der Himmel ein rohes, wildes Pferd zum Enthüllen unserer Schicksale gebrauchen können? Oh, mein Fürst, du beunruhigst dich ohne allen Grund; du suchst vergebens einen Sinn zu finden, wo keiner liegt. Es überkommen dich wieder die alten Gedanken; du kannst noch nicht den alten Menschen ablegen. Alexius, setzte Euphrosyne hinzu, indem sie sich näherte und ihre weisse Hand sanft auf die Schulter ihres Gemals setzte — Alexius, weshalb verzagst du?

— Ich soll nicht verzagen? fragte Alexius und blickte auf seine Gemalin empor als suche er Muth an ihrem festen Blick zu schöpfen. — Aber die Krone ging in Stücke. hörst du, Euphrosyne? Und die Krone ist das Symbol der kaiserlichen Gewalt; die Krone ist das gesegnete und gesalbte Zeichen der Kaiserwürde!

— Ein Reif aus einem mehr oder weniger edlen Metall? Was sagst du, Alexius? Nicht die Krone ist's, die die Würde verleiht, sondern das Haupt, das die Krone trägt. Wie viel Häupter hat nicht schon dieser goldne Reif geschmückt! Waren aber auch alle werth eine Krone zu tragen?

— Ich habe es aber nicht anders können, als dies als eine böse Vorbedeutung erklären.

— Gewiss, Alexius, weil dich wieder die eitle Scheu des Aberglaubens überkommt, weil du dich der unerklärbaren Furcht überlässest, die selbst den einfachsten Begebenheiten eine Erklärung und Deutung abzuzwingen sucht. Sei doch ein Mann, Alexius! Verachte doch solche Kleinigkeiten. — Wir wollen eine andere Krone anfertigen

lassen, die schöner und reicher sein wird. — Zerbrach nicht oft in der Schlacht einem Feldherrn sein Schwert? Weh ihm, wenn er dies als ein böses Zeichen deuten wollte! Weh dem Menschen, der sich dem kindischen Aberglauben in die Arme wirft! — Alexius, sei ein Mann! Vor wirklichen Gefahren hast du nicht gezittert; furchtbaren Vorbedeutungen gegenüber bliebst du gleichgiltig und kalt — und nun soll dich eines Pferdes Laune beunruhigen? — Oh, höre mich; lass Niemanden diese deine Schwäche merken; morgen musst du wieder nach der Kirche reiten, das Volk muss sich überzeugen, dass in seines Kaisers Brust ein männliches Herz schlägt. Was werden deine Feinde sagen, wenn du ihnen solche Waffen in die Hände drückst? Werden sie nicht kühner werden, wenn du selbst ihnen erlaubst dich feig und kleinmüthig zu nennen? Muth, Alexius, Muth!

— Du hast fürwahr ein muthvolles Herz, Euphrosyne, sagte Alexius aufstehend. Ich fühle, dass ich neu auflebe. In vielen Umständen meines Lebens erkannte ich schon deinen mächtigen Beistand. Verdanke ich dir nicht den Thron? Hast du mir nicht den Weg, der zu der höchsten Würde führte, gebahnt?

Ein Lächeln des Triumphs und eine erhöhte Röthe der Wangen war die Antwort der Kaiserin. Ihr ruhiges Gesicht erhellte sich plötzlich, und in ihren Augen strahlten alle Gefühle, die ihr Herz erfüllten. Nicht dass die Worte ihres Gemals ihr schmeichelten; die Lobsprüche eines solchen Mannes konnten keinen Eindruck auf sie machen; sie fühlte aber eine Art von innerer Genugthuung, selbst von einem solchen Mann anerkannt zu werden.

— Muth, Alexius! wiederholte sie. Das Behalten ist schwerer als das Erringen; den Thron, den wir errungen, müssen wir auch zu erhalten wissen. Wir haben noch manchen Feind, den wir bekämpfen und stürzen müssen. Deine

Gegner benutzen deinen Aberglauben, um dir zu schaden. Tritt ihnen muthig entgegen, Alexius! Ach! wäre ich ein Mann! rief Euphrosyne den Kopf stolz erhebend; ich könnte die ganze Welt beherrschen. Ihr Männer habt diese Gewalt, und nur eine nicht erklärliche Feigheit und Muthlosigkeit hält euch zurück.

In jenem Augenblick trat einer der wachhabenden Varangen in das Gemach ein, und meldete, Johann Lagos hätte dem Kaiser Wichtiges zu melden.

Lagos war, wie wir schon oben sagten, einer der treuesten Anhänger des Kaisers, und er war der Einzige der stets freien Eintritt in die kaiserlichen Gemächer hatte; er gehörte zu jener Klasse von Menschen, die die Kunst besitzen, sich unentbehrlich zu machen. Zwar hatte der Einfluss der Kaiserin auf den Geist des Fürsten dem Einfluss des Höflings viel geschadet; doch erinnerte sich Alexius stets mit Liebe des Freundes, der ihm so hilfreich beigestanden. Es war allgemein bekannt, dass Lagos treu dem Throne anhing, mit dem er sein Schicksal verbunden hatte.

Der erste Blick des eintretenden und tief grüssenden Lagos war für den Kaiser. Kaum in den Palast eingetreten hatte er von dem jüngsten Vorfall gehört, und versuchte nun zu erfahren, welchen Eindruck er auf das Gemüth des Herrschers gemacht. Lagos fühlte sich zu Alexius hingezogen und wollte wissen, was Alexius darüber dachte.

— Mein Fürst, sagte er — ich habe den Vorfall erfahren — bin eilig hierher gekommen. — Wie konnte dies geschehen? Weshalb hat der Hofstallmeister nicht dafür gesorgt, das wilde Pferd zu bändigen, bevor sich darauf deine heilige Person gewagt? Eine unverzeihliche Nachlässigkeit fürwahr!

— Lagos, erwiderte Euphrosyne, ihm fest ins Gesicht blickend; den Kaiser beunruhigen solche gewöhnliche Vor-

fälle nicht. — Du hast etwas zu melden? Wir wissen, dass du unserm Throne treu ergeben bist. — Zögere nicht und sprich.

— Nichts Ernstes ist, Fürstin, was ich zu melden habe, erwiderte Lagos; doch wichtig ist's, da es wichtige Folgen haben kann. Von einem mir treu ergebenen Mann, der vor einigen Stunden von Mitylene angelangt, erfuhr ich, dass schon vor mehren Tagen die Flotte des gefürchteten Kafuris in die Propontis eingelaufen ist, nachdem sie der Wachsamkeit der dort kreuzenden Kriegsgaleeren entgangen, und dass diese Flotte, die der Schrecken des ägäischen Meeres geworden, die Richtung nach der Hauptstadt genommen.

— Kafuris hätte dies gewagt?, sagte Alexius.

— Vergiss nicht, Fürst, sprach Euphrosyne, dass Gott Denjenigen mit Wahnsinn schlägt, den er verderben will. Merkst du nicht, dass der gefährliche Räuber sich selbst in des Wolfes Rachen wirft? Statt dass wir ihn zwischen den Inseln, wo er stets einen sicheren Zufluchtsort findet, verfolgen, kommt er selbst zu uns, und wir haben nicht anderes zu thun, als ihn würdig zu empfangen.

— Fürstin, sagte Lagos; wenn Kafuris sich in die Nähe der Hauptstadt wagt, sei versichert, dass er auf seine Kräfte vertraut und auf des Kaisers Macht sehr wenig achtet.

— Bedenke doch Euphrosyne, sagte Alexius hinzu, den wieder die natürliche Verzagtheit überkam, was jener Genueser schon gewagt! Die Küstenbewohner zittern alle, wenn sie schon von Weitem die schwarzen, verderben- und todtverkündenden Fahrzeuge sehen?

— Schon stehen ganze Dörfer an der Küste leer, sagte Lagos; die Einwohner haben sich auf die Berge ge-

flüchtet; sie erbeben nur bei dem Gedanken jenen gefürchteten Räubern in die Hände zu fallen.

— Ein grosses Uebel! rief Alexius aus.

— Ein Uebel, erwiderte Euphrosyne gelassen, dessen Gegenmittel zur Hand ist.

— Der Krieg gegen die Bulgaren, sagte Alexius, nimmt gegenwärtig alle unsere Kräfte in Anspruch. Hätten wir diese Kräfte hier versammelt, so hätten wir nichts von Seiten des frechen Fremdlings zu befürchten; so aber bleibt unsere Hauptstadt gänzlich ausgesetzt.

— Ich sagte es dir, Fürst, sagte Euphrosyne, und ich wiederhole es dir, dass das Gegenmittel zur Hand ist. Höre mich. Seit Jahren schon hast du in deinen Diensten einen Mann, der sich, was Muth und List anbelangt, mit Kafuris messen kann. Es ist dies Johann Stirione, der als ein alter Seeräuber nur auf eine günstige Gelegenheit harret eine abenteuerliche Seefahrt wieder anzutreten.

— Stirione? Der wilde Calabreser? sagte Alexius.

— Er selbst, antwortete Euphrosyne. Der Pfahl muss durch den Pfahl geschlagen werden. Diesen musst du verwerthen, um den gefährlichen Genueser zu vernichten. Stirione, zweifle nicht, wird schon den günstigen Augenblick ergreifen. Die zwei Italiener haben schon seit Jahren eine alte Rechnung zu regeln; du erinnerst dich, dass Stirione einst von Kafuris überfallen und geschlagen wurde; Stirione, der sich rächen will, wird willig sein, die alte Rechnung zu bezahlen.

— Kann man sich auch auf Stirione verlassen? sagte Alexius zögernd.

— Darüber zweifle nicht im Geringsten, antwortete die Kaiserin. Stirione ist sicher, denn nur in seiner Treue zu deinem Throne findet er seinen Nutzen; und der Gewinn ist der einzige Hebel für solche Leute. Lass ihn rufen, Fürst, und dies ohne Verzug; erkläre ihm ganz

offen was du von ihm verlangst. Versprich ihm, gib ihm Geld, — die Schränke des alten Calamodius stehen dir offen — und du wirst Stirione bereit finden. Nicht nur gerne wird er einen solchen Auftrag übernehmen, sondern ihn auch gerne ausführen; nur lass ihn gänzlich frei in der Wahl seiner Mittel, beschränke ihn keineswegs, und falls er nicht in einem Zeitraume von acht Tagen die Sache unsern Wünschen gemäss zu Ende führt, so werde ich zugeben, dass ich mich getäuscht und dass meine Erfahrung mich im Stich gelassen hat.

— Fürst, setzte Lagos hinzu; der Rath der Kaiserin ist ein guter Rath. Ich kenne Stirione, es gibt keinen zweiten Mann in deinem ganzen Reiche der bereitwilliger diesen Auftrag ausführen wird.

— Such' Stirione auf, Lagos, sagte der Kaiser entschlossen und führe ihn sogleich zu mir. Ich will ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle geben. Bevor es Abend wird muss Stirione vor mir erscheinen. Zeige ihm diesen Ring und er wird sich beeilen.

Und Alexius zog von seinem Finger einen kostbaren Ring, dem er Lagos reichte. Dieser verbeugte sich tief, nahm den Ring und verliess das kaiserliche Zimmer.

— Langsam im Beschliessen, rasch im Ausführen — dies muss stets der Grundsatz eines Mannes sein, der zu gebieten und zu herrschen berufen ist. Alexius, heute hast du diesen werthvollen Grundsatz gehalten.

So sagte noch Euphrosyne und entfernte sich mit jenem ruhigen Lächeln auf den Lippen und mit dem fürstlichen Schritt, mit dem sie vor einigen Augenblicken eingetreten war.

Alexius warf sich wieder auf seinen breiten Lehnstuhl zurück und versank in tiefe Gedanken.

---

### 3. Kapitel.

## K a f u r i s.

Die Nacht war vorgeschritten; die leeren Strassen von Konstantinopel waren von einem tiefen Dunkel umhüllt; überall herrschte Ruhe, nur von Zeit zu Zeit hörte man den regelmässigen Schritt der bewaffneten Nachtwächter.

Der ruhigste von allen Stadttheilen war der Stadttheil der Sophienkirche mit seinen engen Gässchen und mit der Reihe seiner kleinen und niedrigen Häuser. Wo während des Tags die Bewegung am grössten und das Leben der weiten Hauptstadt lebhafter pulste, dort herrschte bei Nacht die grösste Ruhe, und dies aus dem Grunde, weil dieser Stadttheil ganz besonders von der handelstreibenden Klasse der Bevölkerung bewohnt war, die vom frühen Morgen den Geschäften obliegend, Abends ein dringendes Bedürfniss nach Ruhe fühlte.

Ein Trupp von Nachtwächtern hatte die längs der Hauptkirche sich hinziehende Strasse durchschritten und bog eben in eines der engsten Gässchen ein, als dicht dahinter drei Männer erschienen, die in weiten Mänteln eingehüllt, die Wächter beobachteten. Diese Männer trugen breitrandrige Hüte, wie sie zu jener Zeit die Italiener trugen, die in grosser Anzahl die Hauptstadt des byzan-

tinischen Reiches bewohnten. Aus Sicilien, aus Genua, aus Pisa und andern italienischen Städten wanderten jährlich viele Hunderte von Männern nach dem Oriente aus, sowohl weil ihr Land schon übervölkert, ihnen keinen genügenden Lebensunterhalt gewährte, als auch, weil diese kühnen Abenteurer viel von glänzenden Geldaussichten, die ihnen die noch wenig bekannten Länder boten, träumten.

Langsam schritten die drei Männer vor, sorgfältig jede Ecke prüfend und die kleinen Plätze behutsam vermeidend, wo sich die Gassen kreuzten; sie schienen das Erscheinen von neuen Nachtwächtern zu befürchten. Bald bogen sie in das kleine Sackgässchen ein, wo die ärmliche Wohnung des alten Calamodius stand, die der Leser aus dem ersten Kapitel kennt. Tiefe Stille herrschte umher; Thür und Fensterläden waren geschlossen. Einer der drei Männer näherte seinen Mund dem Schlüsselloch der Thür und liess ein schrilles Pfeifen hören. Sogleich drang durch das Schlüsselloch ein dünner Lichtstrahl, und geräuschlos öffnete sich die Thür. Die Männer traten in das Haus, schritten die enge, schmutzige Treppe hinan und befanden sich nach wenigen Augenblicken in der Schlafkammer des alten Mannes.

Calamodius schien den nächtlichen Besuch erwartet zu haben, denn er stand noch völlig angekleidet und empfing die Eintretenden mit einem zufriedenen Lächeln.

— Ihr habt euch verspätet, sagte er zu den drei Männern, die ihre Hüte abgenommen hatten und in ehrerbietiger Haltung vor ihm standen. Schon seit einer Stunde warte ich auf euch, und kann mir eine solche Verspätung nicht erklären.

— Herr, antwortete der eine von den drei Männern, derjenige, der durch den Pfiff ihre Ankunft gemeldet hatte; die Nacht ist dunkel und die Gassen schwer zu finden; auch waren heute die Nachtwächter zahlreicher als sonst,

und wir waren jeden Augenblick gezwungen ihnen auszuweichen. Die Schiffe aber haben wir genau zur Stunde verlassen, die du uns bestimmt hattest.

— Und sind die Schiffe am Platze? fragte Calamodius.

— Wo du befohlen, Herr; wir haben nur das grosse Boot mitgenommen.

— Gut, Andreas, sagte der Alte. Habt ihr auch die ledernen Säcke mitgebracht?

— Wir haben sie hier, antwortete Andreas, indem er seinen Mantel niederwarf und die Mäntel seiner Begleiter zurückschlug.

Am Gürtel der drei Männer glänzten die reichverzierten Griffe von Messern und Dolchen.

— Ich habe beschlossen, mich einzuschiffen, Andreas, sagte Calamodius.

— Ach Herr, rief Andreas aus; es ist ein guter Entschluss; wir werden dich endlich in unserer Mitte haben.

— Ich habe mich dazu entschlossen, setzte der Alte hinzu, weil mir das Leben in der Stadt mit jedem Tage unerträglicher wurde; ich habe das träge Leben satt. Nun müssen einige werthvolle Sachen, die ich hier habe, eingeschifft, und der Raubsucht meiner Nachbarn entzogen werden, wenn diese erfahren sollten, dass mein Haus unbewohnt ist. — Durch die Propontis segelnd habt ihr verdächtige Schiffe gesehen, Andreas?

— Kein einziges, Herr, nur am Eingange der Propontis sahen wir von Weitem das Wachtschiff, das aber nicht die Lust zu haben schien, unsere Gegenwart zu bemerken.

— Und während der Fahrt habt ihr Beschäftigung gefunden?

— Wir begegneten nur einer Galeere mit Getreide nach dem Archipel beladen.

Und sie entwischte euch? rief der Alte ungeduldig aus.

— Oh, nicht doch, Herr, erwiderte Andreas lächelnd. Du hast uns ja gelehrt, selbst das Kleinste nicht zu ver-  
schmähen. — Wir nahmen, was uns werthvoll und nützlich  
schien und bohrten das Fahrzeug in den Grund.

— Und die Mannschaft?

— Sie bestand aus vier Männern; sie haben das  
Schicksal ihres Fahrzeugs getheilt.

— Gut, sagte Calamodius kalt.

— Es scheint aber, setzte Andreas hinzu, dass man  
in der Hauptstadt von unserer Fahrt etwas gehört, denn  
vor wenigen Augenblicken, als wir von der Meeresküste  
heraufstiegen, vernahmen wir eine Unterredung, die zwei  
Männer, die Seeleute zu sein schienen, vor der Thür eines  
Hauses hatten. Wann gedenkst du auszulaufen? fragte  
der Eine. Ich bin längst bereit, antwortete der Andere;  
aber ich kann mich nicht dazu entschliessen, bevor ich  
nicht Gewissheit über die Richtung erhalte, die Kafuris  
Schiffe genommen. Hier erzählt man sich, dass Kafuris  
der Hauptstadt zusteuert, und um dir die Wahrheit zu  
sagen, ich würde es vorziehen, auf offenem Meere dem  
Teufel zu begegnen als jener schrecklichen Flotte. Seit  
gestern habe ich auch diese Nachricht gehört, erwiderte  
der Erste, und beklage die Schiffe die in diesen Gewässern  
segeln. Vielleicht ist die Nachricht falsch; denn oft hiess  
es, Kafuris kommt, und Kafuris war indessen viele hundert  
Meilen weit von hier beschäftigt den Tribut von den  
Inseln des Archipels abzufordern, wo er vor den Ver-  
folgungen sicher ist. Dies hörten wir, Herr, als wir hierher  
kamen, und daraus erkannte ich, dass man von unserer  
Ankunft schon Wind hat.

— Dies ist gewiss, sagte Calamodius; wer uns ver-  
rathen, weiss ich nicht; aber dass man von hier aus allen  
unsern Bewegungen folgt, darüber ist kein Zweifel mehr.  
Darum war es auch höchste Zeit, dass ich mein Haus in

der Stadt verlasse. — Du verstehst, Andreas, dass ich auf dem Schiffe meine Arme frei habe. — Doch die Zeit vergeht, unterbrach sich selbst der Alte; kommt, Kinder, lasst uns die ledernen Säcke füllen, damit wir bei Tagesanbruch auf unsern Schiffen seien.

Von den drei Männern gefolgt, trat Calamodius mit der kleinen Laterne in der Hand in die dunkle Kammer ein, und füllte die Säcke mit den goldnen und silbernen Münzen und mit den werthvollen Steinen, die dort aufgehäuft lagen. Nachdem er nach genauer Untersuchung sich versichert hatte, dass auch die letzte Münze aus den Schränken verschwunden war, wurden die Säcke sorgfältig gebunden, und die finstere Schatzkammer wieder verschlossen. Calamodius nahm darauf von der Wand das kostbare Schwert herab, schob es in eine lederne Scheide und versteckte es unter seinen breiten Wamms. Die Thür leise öffnend, bedeutete er den Männern ihm zu folgen; er löschte die kleine Laterne aus, fand im Dunkeln die Eingangsthür und stieg die hölzerne Treppe hinunter. Die zwei Begleiter Andreas' trugen die schweren Geldsäcke. Bald befanden sich die vier Männer auf der Strasse und nahmen raschen Schrittes die Richtung nach der Meeresküste.

Das Haus des Geldwechslers Calamodius versank wieder in die gewöhnliche Stille zurück, und Niemand konnte vermuthen, dass sein Besitzer es verlassen hatte, vielleicht auf immer.

Am Ufer lag ein grosses Boot, dass Calamodius sogleich bestieg und wo er die Ledersäcke sorgfältig absetzte. Die drei Begleiter folgten ihm; Andreas stellte sich am Vordertheile des Bootes, und die zwei Anderen nahmen die Ruder.

Das Boot glitt rasch auf der ruhigen Wasserfläche

dahin. Calamodius sass am Steuerruder und athmete mit Wohlgefallen die frische Seeluft ein.

Nachdem er die engen Gassen der volkreichen Stadt hinter sich hatte, war er ein anderer Mensch geworden; seine Stimme war frisch und tönend, sein Auge, das unstäte und furchtsame; hatte die Festigkeit des Entschlusses erlangt, die nur den kräftigen Naturen eigen ist. Jetzt war wirklich Calamodius der alte Seeräuber, der wegen seiner Kühnheit so berühmt geworden; jetzt im Boote sitzend, die Hand fest auf das Steuerruder gestützt, und das Gesicht gegen Osten gewendet, wo schon die ersten Strahlen des neuen Tages erglänzten, jetzt schien er wirklich der alte Seemann zu sein von dem sich alle Welt erzählte.

Und rasch schoss das Boot auf dem Wasser dahin, das von der Meeresbrise getrieben wurde.

Eine ganze Stunde dauerte die Fahrt; Calamodius sprach kein Wort, von Zeit zu Zeit untersuchte sein feuriger Blick sorgfältig den Horizont, wo sich nichts Verdächtiges bemerken liess.

Plötzlich wurden von Weitem einige Fahrzeuge sichtbar, die ruhig vor Anker zu liegen schienen. Der Alte hatte sie zuerst bemerkt, und mit dem Finger dahinzeigend sagte er:

— Andreas! Unsere Schiffe!

— Genau, Herr, an derselben Stelle, wo wir sie gestern verlassen.

— Zeige ihnen unsere Ankunft an, befahl Calamodius.

Andreas erhob eine hohe Stange, woran eine schwarze Fahne geheftet war. Kurz darauf sah man auf den Schiffen ähnliche Fahnen im Morgenwinde flattern. Die Wartenden hatten die Kommenden erkannt und die Fahnen wurden wieder herabgelassen.

In ihrer ganzen Pracht ging oberhalb der Kuppel

der grossartigen Sophienkirche die Sonne auf, als das Boot bei den Schiffen anlegte. Ungeduldig erhob sich der alte Mann; mit jugendlicher Behendigkeit sprang er auf das Verdeck des grössten unter den Schiffen, und nachdem die ledernen Säcke sorgfältig nach der kleinen Kajüte gebracht wurden, nahm er von seinem Kopfe die schwarze Haube ab und lies die weissen Locken frei im Winde wehen; er schwang sodann sein Schwert und rief mit starker Stimme aus:

— Und nun mögen sie kommen, wenn sie Muth genug dazu haben. Kafuris fürchtet sich vor ihnen nicht, Kafuris ist nun frei in seinem Elemente! Entsende Alexius, deine Schiffe, bewaffne deine Söldner; Kafuris ist bereit sie zu empfangen, und der Empfang wird auch diesmal dem Namen Kafuris Ehre machen. — Kinder, setzte er hinzu zu den ihn umstehenden Seeleuten gewendet; euer alter Anführer befindet sich wieder unter euch. Die Stadt war ihm zum Gefängniss geworden. Er sehnte sich nach dem freien, nach dem unabhängigen Leben auf offener See.

— Kinder, wisst, Calamodius ist verschwunden. Kafuris ist in eurer Mitte wieder, um mit euch zu kämpfen, mit euch neue Siege zu erringen. Ich verlange von Allen Gehorsam. Ihr kennt mich, und wisst dass ich ebenso die Tapferkeit und den Muth belohne, als auch den Ungehorsam bestrafe. Meinem Beispiel müsst ihr folgen; in der Gefahr werdet ihr mich stets in den vordersten Reihen finden.

Ein langgedehntes Jubelgeschrei der versammelten Männer war die Antwort auf diese Worte des greisen Anführers. Die Hüte flogen in die Höhe, die Waffen wurden geschwungen und Kafuris, aufrecht unter seinen treuen Leuten, erschien wie ein stolzer Heerführer in der Mitte seiner Krieger.

Hätte Alexius ihn in diesem Augenblicke gesehen, er hätte nicht glauben können, dass jener alte hinfällige Wucherer, der nur in der Nähe seiner Schätze lebte und athmete und den er vor einigen Tagen nur in seiner ärmlichen Wohnung besucht hatte, jener gefürchtete Kafuris sei, jener alte Räuberhauptmann, der Schrecken der Küstentstädte.

— Der Nordseite der Propontis zugesteuert, sprach mit tönender Stimme Kafuris, indem er das Steuerruder seinem treuen Begleiter Andreas übergab. So lang es noch Tag ist, müssen wir uns von der Nähe der Stadt entfernt halten. — Andreas, setzte er rasch hinzu, während meiner Abwesenheit hast du den Befehl wie immer. Ich ziehe mich in meine Kajüte zurück; sollte sich etwas ereignen, so verlange ich sogleich Nachricht davon zu haben; besonders müssen die kreuzenden Schiffe genau beobachtet werden.

Nachdem er mit seiner ausgestreckten Hand die Richtung angegeben hatte, die die Schiffe nehmen sollten, stieg Kafuris die kleine Treppe, die nach seiner Kajüte führte, hinunter. Die vier anderen Schiffe, die die Flotte des gefürchteten Genuesers ausmachten, nahmen sogleich die angegebene Richtung und segelten unter einer günstigen Brise nach Norden.

Die erste Sorge Kafuris', sobald er sich allein befand, war die ledernen Säcke, die seine Schätze enthielten, in Verwahrung zu setzen. Er schloss eine kleine Oeffnung auf, die am Boden der Kajüte angebracht war, und stellte dort in eine kleine Kiste die Säcke der Reihe nach auf.

— Und nun, sagte der Alte, nun mag auch das Kleid des Geldwechslers Calamodius auf ewig verschwinden.

Er warf seinen langen, schwarzen Talar zu Boden

und stand da in der engen Kleidung eines Kriegers; in seinen Gürtel steckte er zwei Dolche, deren Griffe mit kostbaren Steinen besetzt waren, und hing sich das Schwert um, dass er aus der kleinen Schlafkammer in Konstantinopel mitgenommen hatte.

In der Kajüte seines Schiffes sass der gefürchtete Kafuris in Gedanken vertieft. Dieser Mann, der ein ganzes Land in Angst und Schrecken setzte, der unerschrockene, kühne Seeräuber, war nun mit seinen Gedanken allein. Er fühlte das Schiff auf den Wellen gleiten und den alten Seemann erfreute diese Bewegung. Seine Lippen lächelten, sein Auge strahlte; denn seine Gedanken führten ihn nach der Stadt zurück, die er eben mit seinen Schätzen so ungesehn und unbemerkt verlassen hatte.

— Wie wirst du gross die Augen öffnen, Alexius, murmelte er vor sich hin, wenn du erfahren wirst, dass der Schatz mit dem Schatzmeister entfliegen sei! Wie wirst du nach mir rufen, Alexius! Wie wirst du nach allen Richtungen deine Trabanten aussenden, die dir deinen Calamodius wieder zuführen sollen! Oh! ich begreife deine Ungeduld, du rechnest auf das Geld, dass du aus meinen Schränken schöpfen wolltest! Es ist peinlich auf etwas zu rechnen, das man nicht erhalten kann. Aber, Alexius, Kafuris konnte nicht länger den friedlichen Geldwechsler spielen, nicht wollte ich länger bei dem leisesten Geräusch erbeben. So lange ich dies nützlich fand, hielt ich es aus; nun aber ist die Zeit gekommen, wo ich in Konstantinopel nichts mehr zu thun hatte; ich sehnte mich nach Freiheit. — Oh, wie mich jenes Leben in der Stadt gealtert hat! Jetzt aber da ich wieder in meinem Elemente bin, nun da ich wieder unter meinen Füßen diese Bewegungen fühle, die meine Wiege gewesen, nun strömt neues Leben durch meine Adern. Man

sehnt sich in der Stadt nach mir? Gewiss, denn man fand bei mir Geld. Ich war ihnen der gute Calamodius, der Vater! Ach Lagos! Du warst der Erste der mir diesen Namen gab. Der Vater? Aber dem Vater hat man die Tage verbittert — man fing an auf den Vater misstrauisch zu werden? — Und der Vater hat seine Kinder verlassen. Kommt nun, wenn ihr wollt, und seht ob Kafuris noch immer der sanfte Calamodius ist!

Die Sonne neigte sich schon dem Westen zu; der frische Wind, der den ganzen Tag hindurch geweht, hatte sich nun gelegt und die Bewegungen des Schiffes wurden immer langsamer. Es war jene schöne und ruhige Abendstunde, die so melancholisch prachtvoll im Mittelmeere ist; es war die Stunde, an der sich der Himmel und das Meer zur nächtlichen Ruhe vorbereiten. Die See erglänzte unter den Strahlen der scheidenden Sonne und schien ihr den letzten Gruss zu entsenden, mit der Hoffnung des Wiedersehens am nächsten Morgen, wie man einen lieben Freund begrüsst, der eine Reise antritt. Durchsichtig blau waren die Wasser des Propontis und die entfernten Berghöhen waren von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet.

Vereint segelten die fünf Schiffe des mächtigen Kafuris. Die Männer, die die Mannschaften ausmachten, dickbärtige und stämmige Südländer, mit wilden Augen und trotzigem Mienen, sassen auf den Verdecken in Gruppen. Am Vordertheile jedes Schiffes stand ein wachhabender Matrose aufrecht und erspähte ringsumher den ganzen Horizont, am Steuerruder stand der Steuermann, der dem Schiffe die Richtung gab. Noch niemals hatte ein Admiral so eifrige und pflichtergebene Leute in seinen Diensten, wie Kafuris; aber Kafuris, der oft bis zur Grausamkeit streng war, war ein Anführer, der seine Leute liebte und für sie sorgte. Geldgierig und raub-

stüchtig über alle Maassen, war er aber auch überaus gerecht, und die Beute, die er auf seinen Streifzügen machte, mochte diese gross oder klein sein, vertheilte er stets mit der grössten Pünktlichkeit unter seine Leute. Niemand konnte ihn jemals der Ungerechtigkeit zeihen, und oft wenn Einer von seinen Leuten kühner als die anderen aufgetreten war, oder sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, belohnt er diesen reichlicher aus dem ihm zukommenden Theil der Beute. Kafuris war deshalb von seinen Leuten nicht nur geliebt, sondern fast vergöttert; Alle waren zu jeder Stunde bereit ihr Leben für ihren Anführer einzusetzen.

Darum war auch die Freude unter den Mannschaften gross gewesen als sie in ihrer Mitte den alten Mann sahen, dessen Fuss schon seit längerer Zeit das Verdeck des Schiffes nicht betreten hatte. Hier sei noch bemerkt, dass während der Abwesenheit ihres Anführers jene wilden Männer sich niemals vergessen hatten, sondern stets sich so aufgeführt hatten als sei der strenge Herr in ihrer Mitte.

Die Wache auf dem Schiffe Kafuris, meldete ein Segel in Sicht. Sogleich wurde dies Kafuris gemeldet, der bewaffnet auf das Verdeck stieg. Die Männer standen bei seinem Erscheinen auf und Aller Augen richteten sich nach dem Fahrzeuge, das noch am Horizonte wie ein kleiner Punkt erschien.

Dem wilden Tiger gleich, der die Beute wittert, die Ohren zuspitzt und blutgierige Blicke um sich wirft, so stand Kafuris mit seinen kleinen feurigen Augen da und beobachtete das Fahrzeug. Die wilde Seele des kühnen Seeräubers spiegelte sich ganz in seinen Blicken. Aufrecht stand er da auf dem Verdecke, ein drohender Hauptmann in der Mitte seiner furchtbaren Bande. Die Hand hielt er ausgestreckt gegen das herankommende Schiff und sagte zu Andreas, der ihm zur Seite stand:

— Andreas, das Schiff nimmt die Richtung auf uns. Lass alles bereit sein, denn wir wissen nicht in welcher Absicht es naht. Lächerlich wär' es anzunehmen, dass dies kleine Fahrzeug einen Angriff auf uns vorhabe, doch rathet uns die Vorsicht bereit zu sein. Lass die nöthigen Anstalten treffen.

Die Vorkehrungen waren bald genommen. Bewaffnet standen Alle, jeder auf dem ihm angewiesenen Platz. Das Verdeck wurde von allen Gegenständen, die hemmend im Wege standen, befreit, und die kleine Thür die nach der Kajüte führte, sorgfältig verriegelt. Kafuris beobachtete mit seinem geübten Auge die Vorkehrungen und erliess die nöthigen Verhaltungsbefehle.

In der Zwischenzeit hatte sich das Fahrzeug genähert. Es war ein Boot, in dem ausser den zwei Ruderern ein Mann sass, der das Steuerruder hielt, und seine Männer zur Eile anzutreiben schien.

Als das Boot in nächster Nähe des Schiffes kam, stand der Mann am Steuerruder auf und nahm seinen breiten Hut ab, den er wiederholt über seinem Kopfe schwang.

— Sie haben keine bösen Absichten, sagte Kafuris; die Zeichen, die der Mann mit dem Hute macht, bedeuten, dass man uns etwas zu melden hat. Vielleicht ist's unserer Freunde Einer. Wir haben in diesen Gewässern manchen Freund. Lasst sie ungestört sich nähern.

Als das Boot so nahe war, dass man die Stimmen vernehmen konnte, sagte der Mann am Steuerruder mit starker Stimme und in italienischer Sprache:

— Ist Kafuris am Bord? Sagt ihm, sein alter Gegner Stirione wolle mit ihm sprechen. Er sei nur ohne Sorge. Ich bin allein und ohne Waffen.

— Stirione, erwiderte Kafuris vortretend, dich hätte ich

niemals erwartet. Was führt dich heute hierher und allein?

— Lass mich auf einige Augenblicke in dein Schiff steigen, Kafuris, und ich will dir Alles erklären. Wisse nur, dass dein alter Gegner heute als ein guter Freund zu dir kommt.

— Lasst die Leiter hinunter, rief Kafuris, er mag heraufkommen, jedoch allein; sein Boot und seine Leute werden auf ihn warten wo sie sind.

Und Stirione stieg auf das Verdeck und stand vor Kafuris.

Stirione war noch jung und von freundlichen Gesichtszügen. Ein Italiener, wie Kafuris, in Calabrien geboren, hatte er jenen Typus, der von Weitem schon seine Abkunft andeutete. Ein voller schwarzer Bart umschattete sein Kinn; schwarzes Haar krönte seinen schön geformten Kopf. In seinem Gürtel war nicht die kleinste Waffe zu sehen.

— Kafuris, sagte Stirione indem er sich tief verbeugte, längst schon habe ich auf eine Gelegenheit gewartet, dich zu sehen; lange habe ich's nicht vermocht, da ich die Hauptstadt nicht verlassen konnte und du das ägäische Meer umsegeltest. Sobald ich aber deine Ankunft in der Propontis erfuhr, konnte ich mich nicht länger gedulden, und so komme ich heute zu dir, einerseits um eine Erklärung dir zu machen, anderseits um einen Vorschlag dir zu unterlegen. — Sieh mich nicht so misstrauisch an, Kafuris, setzte Stirione hinzu, den Blick des Alten bemerkend. Würde ich so ganz waffenlos vor dir erscheinen, wenn ich böse Absichten hätte? Was vermag ich gegen den mächtigen Kafuris, der über eine so tapfere Schaar gebietet.

— Sag' nur was du zu sagen hast, Stirione, erwiderte der alte Seeräuber; ich höre dich.

— Was ich zu sagen habe, sagte Stirione, muss nur Kafuris Ohr vernehmen. Wenn du nach unserer Unterredung wirst glauben müssen, etwas deinen Begleitern verkünden zu sollen, so steht es dir frei dies zu thun, zuerst aber verlange ich mit dir allein zu sprechen. Traust du mir nicht, so lass mich untersuchen, ob ich keine versteckte Waffe führe, lass mir eiserne Fesseln anlegen, wenn du willst, und gefesselt werde ich dir sagen, was ich dir mittheilen will.

— Ich glaube dir, Stirione, erwiderte Kafuris, der es seiner unwürdig hielt, besonders in Gegenwart seiner Leute, Misstrauen zu zeigen, er der Bewaffnete und von bewaffneten treuen Begleitern umgeben gegen den einzigen waffenlosen Mann. — Komm mit mir nach der Kajüte, dort wirst du frei dich erklären können. Es ist schon manches Jahr vergangen, Stirione, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen.

— Es ist genau so lange her, antwortete Stirione, als von dem Tage verstrich, da du mich bei Lemnos schlugst, und ich Gefahr lief dir in die Hände zu fallen.

— Du erinnerst dich noch jenes Umstandes, Stirione? sagte der Alte mit einem stolzen Lächeln. Ich habe jene Begebenheit beinahe vergessen.

— Wie könnte ich sie vergessen, Kafuris, da mit jenem verhängnissvollen Tage das Unglück meines ganzen Lebens begann? Es genüge dir zu wissen, dass meine damalige Niederlage alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft auf immerdar vernichtete. Du hattest mich zu Grunde gerichtet, Kafuris.

— Wer zwang dich auch, Stirione, dein unabhängiges Handwerk zu verlassen und der Diener eines Fürsten zu werden, der niemals deine Dienste, möchten sie auch die treuesten sein, anerkennen würde? Warum vergasest du, dass die Fürsten stets undankbar sind? Was wolltest

du deine Freiheit verkaufen? An deinem Unglück bist du nur allein Schuld.

— So ist es, Kafuris, erwiderte Stirione demüthig, und dies bewog mich heute zu dem Schritte, den ich gemacht. — Kafuris, ich bin entschlossen mein altes Leben wieder aufzunehmen.

— Es ist dies ein Entschluss, der deiner würdig ist, sagte Kafuris, der die Freude nicht verbergen konnte, die ihm diese Worte seines Landsmannes verursachten. Dies macht dir Ehre, Stirione. Lass uns in die Kajüte hinunter steigen.

Die zwei Männer stiegen in die Kajüte hinab und Kafuris verschloss hinter sich die Thür.

— Und nun sprich, Stirione, sagte der Alte, nachdem Beide Platz genommen hatten. Wir sind allein.

— Es ist dir vielleicht bekannt, begann Stirione, dass ich mein ganzes Leben nicht in der Hauptstadt des byzantinischen Reiches zugebracht.

— Ich weiss es.

— Ich kann mich rühmen, setzte Stirione hinzu, als er auf den Lippen des Alten ein leichtes Lächeln bemerkte, dass meine ersten Schritte nicht ohne Erfolg waren. Du weisst auch, dass ich noch ganz jung, unbärtig beinahe, den Befehl über ein Schiff nahm, das an den Küsten Syriens nicht wenig bekannt geworden.

— Dies weiss ich auch, erwiderte Kafuris.

— Du erinnerst dich auch wohl, Kafuris, dass ich einst einen meiner treuesten Gefährten an dich absandte um dir eine Art Schutz- und Trutzbündniss vorzuschlagen, das uns Beiden von dem grössten Nutzen sein sollte.

— Ich erinnere mich dessen, antwortete Kafuris stolz.

— Du hast aber damals nicht einwilligen wollen, Kafuris.

— Weil du den Befehl über die Hälfte meiner Schiffe verlangtest, unterbrach ihn der Alte; einen solchen Vorschlag hätte ich niemals annehmen können.

— Und du warst in deinem Rechte, Kafuris. Du standest auf dem Höhepunkte deiner Macht und deiner Siege, und ich besass noch keinen Titel, um einer solchen Ehre theilhaftig zu werden. Aber was willst du, Kafuris? Ich war von Natur hartnäckig, und dieser Fehler, der mich ganz beherrschte, war auch die Quelle aller meiner späteren Missgeschicke. Damals beleidigte mich deine Antwort. Von einem unbändigen Ehrgefühl angefacht, glaubte ich, eitler Thor, ich könne allein das Ziel erreichen, nach dem ich strebte; ich glaubte, ich könnte mich zum Anführer einer stärkeren Flotte, als deine war, aufschwingen. Ich unternahm die gefährlichsten Züge, trotzte Gegnern, die viel stärker waren als ich, und musste endlich unterliegen.

— Die Folge deiner Unvorsichtigkeit, Stirione, war der Verlust deines Schiffes, und, was schlimmer ist, deiner Freiheit.

— Auch mein Leben hätte ich eingebüßt, erwiderte Stirione, hätte mir's der Kaiser nicht geschenkt, der meine Kühnheit und Erfahrung benutzen wollte, um seine Küste vor räuberischen Einfällen zu beschützen.

— Günstig war dir nun diese Lösung, sagte Kafuris lachend, dein Kopf blieb auf deinen Schultern; ob aber auch der Kaiser bei einem solchen Pakt gewonnen, könnte ich wahrlich nicht sagen.

— Du spottest meiner, Kafuris? Du hast Recht, mein neues Leben im Dienste des Kaisers war nicht glücklich. Du kennst dies besser als jeder Andere, du, der die kaiserlichen Galeren, die ich anführte, mit der grössten Leichtigkeit besiegte und mir zum zweiten Male zeigte, dass ich dir noch nicht gewachsen war. Aber nach jener

Niederlage, Kafuris, überkam mich die bitterste Reue. Seit jenem Tage war mein Leben nur eine lange Qual, und mit der grössten Ungeduld harrte ich auf die Gelegenheit dich zu sehen und dir meinen alten Vorschlag zu erneuern.

— Was sagst du? rief der Alte aus, und finster zogen sich seine Augenbrauen zusammen.

— Zürne mir nicht Kafuris, erwiderte Stirione. Es ist nicht mehr der hartnäckige, der stolze Stirione, der vor dir steht; der reuevolle Stirione ist's, der heute kommt, um dir seinen Arm anzubieten und dir wie der letzte deiner Gefährten zu dienen.

Ein Lächeln des Triumphs erschien auf den Lippen des alten Seeräubers bei diesen Worten seines ehemaligen Gegners. Der Vorschlag schmeichelte ihm, denn obwohl er Stirione besiegt hatte, fühlte er dennoch eine Art von Achtung für ihn, dessen Tapferkeit er stets bewundert hatte.

So sehen wir oft siegreiche Feldherren und Fürsten ihre Hand dem besiegten Feinde reichen.

Aber Kafuris' Herz konnte nicht lange den Eindruck eines solchen edlen Gefühles gehorchen, Kafuris war argwöhnisch und in den aufrichtigsten Worten durchschaute er eine verborgene List. Darum antwortete er rasch und ohne zu zögern:

— Stirione, ich habe auf meinen Schiffen der Krieger genug, mehr vielleicht als ich deren bedarf. Ich kann folglich deine Dienste nicht annehmen. Zudem schade ich meinen treuen Begleitern und entziehe ihnen einen Theil des Gewinns, der ihnen zukommt.

— Oh, Kafuris, du verstehst mich nicht, erwiderte Stirione, ich komme nicht um Theil an der Beute zu haben, nur dienen will ich unter deinen Befehlen; treu werde ich sein wie ein Hund, und stark und furchtbar wie ein Löwe. Kafuris, ich bin gekommen, um dein Sklave zu sein.

Kafuris warf einen langen Blick auf den Sprechenden, dessen demüthiges Auge die Wahrheit seiner Worte bestätigte. Sein Misstrauen war gefallen. Er fühlte innerlich jene Wonne, die jeder Mensch fühlt, wenn er seinen Feind gedemüthigt und kriechend zu seinen Füßen sieht.

Der Alte hatte nicht die Wahrheit gesagt, als er behauptete er brauche keinen anderen Gefährten. Er konnte ihrer nicht genug haben; denn er wusste wohl, dass drohende Gefahren über seinem Haupte schwebten. Der Arm des unerschrockenen Stirione war ihm jetzt eine erwünschte Hilfe, auch freute es ihm, einen Mann, wie Stirione, von des Kaisers Nähe zu entfernen und sich seiner Dienste zu versichern. Von der natürlichen Eitelkeit geblendet, der wenige Menschen entgehen, beschloss er also den Vorschlag seines alten Gegners anzunehmen.

— Stirione, sagte er zu ihm, ich bin ein Mann, der niemals seine Gegner verachtet, in welcher Lage sich auch diese befinden. Ich nehme deine Dienste an, unter der Bedingung aber, dass du mir treu ergeben bleibest und der Gesetze dich fügest, die auf meinen Schiffen herrschen. Wisse aber, Stirione, das kleinste Vergehen deinerseits zieht die Strafe zu, die ich dem Ungehorsam und dem Trotze auferlege.

Stirione verbeugte sich tief und küsste die Füße seines neuen Herrn. Der Pakt war geschlossen und Stirione war unter den Gefährten des gefürchteten Seeräubers eingereiht.

Im Augenblick, als Kafuris seinem neuen Kameraden gebieterisch die Thür wies, und dieser das kleine Gemach verlassen wollte, trat Andreas ein und flüsterte einige Worte dem Alten leis in's Ohr.

— Jeder sei auf seinem Platze! befahl der Alte. — Andreas, setzte er hinzu, weise auch Stirione einen Platz,

denn von heute an bleibt er unter uns. — Aber, sagte er leiser, während Stirione die kleine Treppe nach dem Verdecke hinaufstieg; hab' auf ihn ein wachsames Auge, denn er muss noch geprüft werden. Beim leisesten Verdacht weisst du, Andreas, was du zu thun hast!

Die Nachricht, die Andreas seinem Herrn gebracht, und die den Befehl Kafuris' hervorrief, war, dass in der Ferne mehrere Schiffe in Sicht waren. Man konnte noch nicht wissen wie stark sie an der Zahl, noch auch was es für Schiffe seien, denn noch war die Entfernung zu gross.

Bald waren die Vorkehrungen getroffen und Jeder hatte seinen Platz eingenommen. Stirione, den man auch ein Messer gegeben hatte stand bei Andreas. Kurz darauf stieg auch Kafuris auf das Verdeck und richtete seine Blicke auf die in der Ferne sichtbaren Fahrzeuge. Lange betrachtete er sie, ihre Segel, ihre Bewegungen; endlich näherte er sich Andreas und sagte:

— Es sind kaiserliche Galeren, Andreas; zehn oder elf an der Zahl. Hab' ein wachsames Auge auf Stirione, und lass seine zwei Männer heraufkommen; das Boot sei aufgezogen und die Männer im unteren Schiffsraum eingeschlossen.

Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt.

Es war schon Abend.

— Stirione, sagte nach kurzem Schweigen Kafuris; hast du jene Schiffe gesehen.

— Ja, Herr, antwortete dieser; ich habe sie gesehen.

— Was sind es für Schiffe?

— Mir scheinen es Handelsschiffe zu sein, die zur grösseren Sicherheit zusammen segeln.

— Aus ihren Segeln erkenne ich sie als kaiserliche Galeren. — Wenn sie näher kommen, wirst du mit Andreas ein Boot besteigen und sie auskundschaften gehen.

— Ich werde thun, wie du befehlst, antwortete Stirione.

Und sobald du Gewissheit über sie erlangst, kehrt du auf das Schiff zurück.

— Ich verstehe, antwortete Stirione.

— Und Kafuris sah wieder auf die verdächtigen Fahrzeuge. Hätte Kafuris den Ausdruck des Gesichtes Stiriones gesehen, als er ihm den letzten Befehl gab, gewiss wäre sein Misstrauen wieder erweckt worden.

Höhnische Schadenfreude und wilde Rachlust hatten die Züge seines Gegners verzerrt.

Unterdessen näherten sich die verdächtigen Schiffe mehr und mehr. Ein Boot wurde hinuntergelassen; Stirione und Andreas bestiegen es und ruderten nach der Stelle, wo die Schiffe sich befanden.

Das Boot war wie es schien nicht bemerkt worden; denn auf dem Schiffe war keine ungewöhnliche Bewegung zu sehen, und ruhig wie zuvor war ihre Fahrt.

— Es sind kaiserliche Galeren, flüsterte Andreas dem Stirione ins Ohr, indem er seine Ruder anhielt. Kafuris hatte Recht. Lass uns zurückkehren!

Aus dem weiten Gürtel Stirione's zuckte wie ein Blitzstrahl ein Messer hervor, und Andreas sank ohne einen Laut von sich zu geben todt zu des Italieners Füßen.

Ein schriller Pfiff wurde aus dem Boote gehört, dem sogleich ein ähnlicher Pfiff aus den kaiserlichen Schiffen antwortete, und im nächsten Augenblicke befand sich Stirione auf dem Verdecke der grössten der kaiserlichen Galeren.

— Kinder, sagte er mit tönender Stimme, bereitet euch vor. Der Wolf ist in die Falle gerathen. Vorwärts!

Eine allgemeine Wendung der Steuerruder folgte, und

die Schiffe nahmen alle ihre Richtung der Flotte des Seeräubers zu.

Der Angriff war ein so rascher und unerwarteter, dass Kafuris sich von den kaiserlichen Galeren umzingelt sah, ehe er noch recht Stirione's List erkannte.

Muthig schlugen sich die Seeräuber durch das Beispiel des wilden Kafuris angespornt; tapfer kämpften die kaiserlichen Krieger unter den Befehlen des kühnen Stirione.

Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Die zwölf kaiserlichen Galeren hatten bald die fünf feindlichen Schiffe überwunden, und kaum war eine halbe Stunde vom Beginn des Angriffs verstrichen, so lagen schon die meisten Seeräuber todt oder sterbend auf dem Verdecke, und Kafuris sass gefesselt beim Steueruder seines eigenen Fahrzeuges.

Die Schiffe Kafuris' wurden sodann der Reihe nach in den Grund gebohrt, mit Ausnahme des Schiffes, auf dem sich Kafuris selbst befand, und die Flotte nahm die Richtung nach der Hauptstadt.

Schon erglänzte der Osten unter den ersten Strahlen des neuen Tages, als die Galeren in den Hafen von Konstantinopel einliefen.

— Stellt den hohen Thron für Kafuris auf, befahl Stirione wild lächelnd.

— Nichtswürdiger! sagte Kafuris. Ich verachte dich!

Ueber die Querstange des Hauptmastes wurde eine Schlinge geworfen, und daran wurde der alte Seeräuber aufgehängt.

Schweigend und wilden Blickes sah der alte Mann die Vorbereitungen; schweigend liess er sich die Schlinge um den Hals legen; schweigend hauchte er am Maste seine sündenerfüllte Seele aus.

Als das Schiff mit dem hängenden Körper in den

Hafen einlief, war das Ufer von einer dichten Menschenmenge besetzt. Von Weitem war die Rückkehr der gegen die Seeräuber entsendeten Schiffe angezeigt worden. Am Hafen stand auch Kaiser Alexius mit einem glänzenden Gefolge. Er sah die einlaufenden Galeren, und sah auch den hängenden Leichnam des gefürchteten Räubers.

— Calamodius! rief Alexius aus.

— Mein Fürst und Herr, sagte Stirione indem er vor dem Kaiser auf die Knie sank. Deine Befehle sind ausgeführt worden; Kafuris ist nicht mehr gefährlich.

So endete der gefürchtete Kafuris, der kühne, verwegene Seeräuber, der durch lange Jahre der Schrecken der Küstenstädte des byzantinischen Reichs gewesen.

---

## 4. Kapitel.

### Ein entthronter Fürst.

Auf dem malerischen Hügel, auf welchem sich heutzutage der bevölkerte und europäische Stadttheil von Pera erstreckt, lagen zur Zeit, an der die Begebenheiten, wovon wir erzählen, stattfanden, unter dichtbelaubten Bäumen einige freundliche Sommerwohnungen, Landhäuser, die den schönen Bosphorus beherrschen.

Diese Landhäuser gehörten dem Kaiser, bildeten einen Theil seiner Besitzungen in der Hauptstadt und dienten manchmal zum Sommeraufenthalte der Mitglieder der kaiserlichen Familie. Noch vor wenigen Jahren, während der Regierung Isaak's, wurden diese Landhäuser häufig von ihm selbst und von seinen Töchtern bewohnt. Nach der Verheiratung eben dieser Fürstinnen und nach ihrer Abreise von Konstantinopel, besonders aber nach der Enthronung Isaak's, standen diese Häuser fast verlassen und wurden nur von einigen alten Hofdienern bewohnt, die dort ein ruhiges Leben führten und den verschiedenen Fremden, die jenen reizenden, stillen Ort besuchten, als Wegweiser dienten.

Alexius hatte sie nicht auf einen einzigen Tag bezogen; einerseits weil er, die Erhaltung seines Thrones

vor Augen habend, sich nicht aus dem Mittelpunkte der Hauptstadt zu entfernen wagte, anderseits weil er den geräumigeren und bequemerem Palast zu Blachernä vorzog. Vielleicht erinnerte ihn auch jener entfernte Stadttheil an sein grausames Verfahren gegen den eigenen Bruder, den er entthronte und auf dem Platze jener Vorstadt von Pera blenden liess. Wer unrecht handelt sucht selbst den Ort zu vergessen, wo er das Unrecht begangen.

Vor Kurzem jedoch ward eines jener Landhäuser, das grösste und prachtvollste vor allen, das in der Mitte eines weiten Gartens lag, von jenem Isaak wieder bewohnt worden, der es als Kaiser inne gehabt. Isaak wurde gleich nach seiner Entthronung in ein dunkles Gefängniß geworfen; denn der Bruder, der ihm die Krone raubte, befürchtete noch den Einfluss, den der entthronte Fürst durch seine Anhänger ausüben konnte. Er ging selbst mit dem Plane um, ihm auch das Leben zu nehmen. Später aber, nach Verlauf von einigen Jahren, war er von dieser Furcht geheilt worden, und hatte auf den Wunsch seiner Gemalin Euphrosyne, die alles Blutvergiessen verabscheute, einige Freiheiten dem gefangenen Bruder gewährt, und ihm selbst die Wahl seines Aufenthaltes überlassen.

Isaak, dessen Auge eine ewige Nacht umhüllte konnte keinen Vorzug für eine reizender liegende, oder einen weitem Horizont beherrschende Wohnung haben. Der glücklichen Tage jedoch gedenkend, die er jung und im Glanze seiner Macht dort zugebracht, entschloss er sich für jene Landhäuser, wo, wie er sich selbst ausdrückte, selbst die Luft ihn an jene Luft erinnerte, in der er so glücklich gelebt. Isaak war zwar kein Mann von festem Charakter, hatte aber ein weiches Herz, das tief die Wonne des ruhigen Lebens in der freien Natur empfand; Isaak hatte stets einen Hang zu poetischen und romantischen Ideen.

Drei Monate waren schon verflossen, seitdem Isaak jenes Landhaus auf dem europäischen Ufer des Bosphorus bezogen hatte, und wo er ruhig ein stilles Leben führte.

Stundenlang sass der blinde Fürst im Schatten und hörte aufmerksam der Lesung religiöser Bücher zu. Von Kindesbeinen an hatte er solche Bücher geliebt, und selbst als Kaiser unterhielt er sich oft mit den gelehrten Theologen seiner Zeit; in der Kirchengeschichte besonders bewandert verfolgte er mit dem grössten Interesse alle Begebenheiten, die sich daran knüpften. Wenn sein Vorleser auf einen Punkt gerieth, der entweder dunkel war oder einer Erklärung bedurfte, liess er sich wieder die Stelle vorlesen und oft entspann sich zwischen ihm und dem Vorleser eine lebhafte wissenschaftliche Besprechung. So verstrichen ruhig und still die Stunden dem blinden, verlassenem Mann.

Zu dem, da ihm der Besuch seiner Verwandten und der Fremden gestattet war, und zu jener Zeit viele gelehrte Europäer die Hauptstadt des byzantinischen Reichs besuchten, so verging fast kein Tag, an dem Isaak nicht solche Besuche empfing. Die Fremden fühlten Mitleid zu dem Manne, der einst mächtig auf dem Throne sass und nun verlassen einer ewigen Nacht geweiht war. Es kamen besonders Reisende aus Deutschland, wegen der Verwandtschaft, die den entthronten Fürsten zum deutschen Kaiser Philipp band.

Die erstgeborne Tochter Isaak's, die hochbegabte Irene, hatte Philipp, der Herzog von Schwaben, geheirathet, und hatte, nach Deutschland mit ihm gekommen, den kaiserlichen Thron bestiegen.

Mit diesen Reisenden aus deutschen Ländern unterhielt sich Isaak gern über seine Tochter, die er zärtlich liebte, über ihren Gemal, über das Land, das sie bewohnten, über deutsche Sitten und Gebräuche, und im

Allgemeinen über verschiedene Gegenstände, die ihn interessirten.

Die Menschen, die das Augenlicht verloren haben, leben in der Erinnerung; von den sie umgebenden Dingen nicht zerstreut, vereinigen sie ihren Geist auf Gegenstände, die ihr Herz berühren und lieben den Umgang von Menschen, die die Seiten ihres Herzens rühren.

Bei Isaak war aber auch ein materielles Interesse im Spiele. Obwohl nicht ehrgeizig, konnte er doch nicht umhin, als eine bittere Erinnerung von dem Betragen seines Bruders zu haben, und fühlte gegen ihn jene leichtbegreifliche Abneigung, die jeder Mensch eines erlittenen Unrechts wegen gegen Denjenigen fühlt, der ihm das Unrecht angethan.

Oft hatte ihm seine Tochter Irene über die Mittel geschrieben, durch die der Thron des räuberischen Bruders zu stürzen wäre, mit dem Versprechen, allen Einfluss der ihr zu Gebote stand zu verwenden; oft wurden darüber Briefe zwischen dem Vater und der Tochter gewechselt. Die Ueberbringer dieser Briefe waren eben diese deutschen Ritter und Handelsleute, die Konstantinopel besuchten und die dem entthronten Fürsten die aufrichtigsten Gefühle der Theilnahme von Seiten seiner Tochter und ihres kaiserlichen Gemals überbrachten.

Es war einer jener Frühlingstage, die an den Ufern des Bosphorus so überaus reizend sind. Die Bäume hatten ihr neues, frisches Kleid angelegt; die Sonne glänzte in reiner ungetrübter Pracht, und der blaue Himmel schien wie ein weiter durchsichtiger Ueberwurf, der die ganze Erde umhing. Jeder Strauch, jeder Zweig hatte Leben, und ein harmonisches Leben; denn die Vögel sangen dem schönen Tage ihren heitern Morgenruss entgegen.

Unter einer dichten Laube sass der blinde Isaak; bei

ihm sass Georg Paläolog, einer seiner treuesten Gefährten der ihm aus einem Kirchenbuche vorlas. Georg Paläolog hatte mit dem entthronten Fürsten die dunkle Kerkerzelle getheilt, und bewohnte nun mit ihm das stille Landhaus, treu dem Eid, den er ihm einst geschworen, und ihm aufrichtig ergeben sowohl in den Tagen des Glücks als auch in der düsteren Zeit des Unglücks.

Isaak war nicht mehr der junge Mann, dessen Lippen süß lächelten und dessen Antlitz vom Glücke, das sein Herz erfüllte, widerstrahlte; er war nicht mehr der edle Fürst mit dem schwarzen Kopf- und Barthaar und mit dem feurigen Blicke. Isaak war jetzt niedergebeugt, sein Auge war erloschen und tiefe Furchen durchzogen seine Stirn und seine Wangen. Der Verlust des Augenlichts und die lange Gefangennehmung in einem finstern, feuchten Kerker, hatten jenen glücklichen Mann gebrochen. Seine Haltung, sein Gesicht, und selbst das leichte Lächeln, das von Zeit zu Zeit wie ein Schatten oder eine Parodie des Lächelns seine bleichen Lippen überzog, bekundeten einen schmerzlichen Lebensüberdruß und eine bittere Erinnerung der entschwundenen Tage des Glückes.

Georg Paläolog las eine Epistel des Apostels Paulus vor. Isaak unterbrach ihn plötzlich.

— Georg, lies mir noch einmal diese Stelle vor sagte er.

Und Georg las:

— „Sie wurden gesteinigt, sie wurden zersägt, sie wurden versucht, sie starben durch das Schwert; sie wanderten aus mit Schaffellen und Ziegenfellen angethan; sie irrten durch Wüsten und auf Bergen umher; sie wohnten in Höhlen und Erdenlöchern.“

— Welch eine unendliche Reihe von Verfolgungen und Qualen! sagte Isaak. Gesteinigt wurde der Märtyrer

Stephan, zersägt wurde der Prophet Jesaias, versucht wurde Hiob, der Arme und Verlassene; den Tod durch's Schwert erlitt Johannes; mit Schaffellen bekleidet irrten die Propheten Helias und Elisäus umher; unter Entbeh- rungen und tausendfachen Verfolgungen von Seiten ihrer unmenschlichen Gegner. In Erdenhöhlen wohnten die hundert Propheten, die Abdiu, der gottesfürchtige, ver- borgen hielt. Es waren diese Eiferer des Gesetzes, die mit den Makkabäern Jerusalem verliessen, und mit Weib und Kind nach fremden Ländern zogen. Und doch — setzte Isaak mit einem bitterm Lächeln hinzu — waren jene heiligen Männer des Augenlichts nicht beraubt; jene Märtyrer des Glaubens waren doch nicht so ganz be- klagenswerth. Ach! Paläolog, es gibt auf Erden kein grösseres Uebel, als den Verlust des Augenlichts! Und wenn dazu noch der Urheber dieses Uebels der eigene Bruder ist! War ihm meine Krone nicht genug? Was wollte er noch mehr? Warum mich zu dieser ewigen Nacht verdammen? — Du weisst es, Georg, ich hatte den Thron nicht begehrt. Mit Gewalt hat man mich da- rauf gebracht! mit Gewalt setzte man mir die Krone auf. Ach! als ich mich weigerte, die verhängnissvolle Würde anzunehmen, hatte ich eine schreckliche Ahnung, dass der Thron mein Unglück werden würde!

— Mein Herr und Kaiser, erwiderte Paläolog, der dem entthronten Fürsten stets den Kaisertitel gab. Das Volk hat dich zum Kaiser ausgerufen; du musstest der Stimme des Volkes folgen. Dir gehört auch Byzanz's Thron, und nicht dem Räuber, den ein Trupp von Em- pörern wider alle Gesetze der Natur und des Staates zum Kaiser ausgerufen. Dir und deinem Hause hat die Vor- sehung diesen hehren Thron bestimmt. Bedenke, Fürst, dass dir ein Sohn lebt, der alle Tugenden besitzt, die einen wahren Fürsten zieren. Diese himmlische Fügung, dir

einen solchen Sohn zu schenken, ist ein untrüglicher Beweis der Rechte, die nur deine Familie auf den Thron hat.

— Ja, Georg, sagte Isaak; mein Alexius ist mein einziger Trost auf Erden. Wenn ich seine süsse Stimme vernehme, wenn ich unter meinen Fingern seine frische jugendliche Wange fühle, so überkommt mich eine zärtliche Rührung. Ich glaube der Himmel thut sich mir auf; ich wähne, dass sich meine Augen öffnen, und dass alle meine Leiden nur ein böser Traum seien, aus dem ich einst erwachen werde. Aber leider! werden auch die Besuche meines Sohnes immer seltener; anfangs als wir dies Haus bezogen, erinnerte er sich öfters seines alten Vaters; jetzt aber kommt er nur selten und bleibt nur kurze Augenblicke bei mir.

— Er will keinen Argwohn erwecken, erwiderte der Gefährte. Du weisst, mein Fürst, dass unsre Stadt voll Späher ist. Jeder seiner Schritte wird erspäht, jedes seiner Worte wird belauscht.

— Auch, setzte Isaak hinzu, scheint mir Alexius seit einiger Zeit zerstreut; nur gezwungen scheinen ihm die Worte von den Lippen zu gehen. Den Ausdruck seiner Gesichtszüge vermag ich zwar nicht zu sehen; aber so oft ich seine Hand ergreife, finde ich dieselbe entweder so frostig kalt, als hätte er sie in Eis getaucht, oder so brennend heiss, als ob das Fieber sein Inneres zernage; seine Hand zittert immer, wenn sie die meine berührt.

— Kann ein Sohn, der seinen Vater liebt, von dessen Leiden nicht peinlich berührt sein? Kann Alexius gleichgiltig bleiben, so oft er dich sieht? Fremde Menschen, Fürst, werden bei deinem Anblick zu Thränen geführt, und dein Sohn sollte es nicht? Gestern noch hörte ich jenen deutschen Ritter, der aus Schwaben kam und die Briefe der Fürstin Irene dir überbrachte, als er dich verliess, ausrufen: Armer, unglücklicher Fürst!

— Die Briefe Irene's geben mir immer viel zu denken, sagte Isaak mit einem tiefen Seufzer; ihr letztes Schreiben besonders spricht das grösste Vertrauen aus über unsern endlichen Sieg.

— Mein Fürst, das Vertrauen, das man zu einem Unternehmen hat, ist der sicherste Schritt zu seinem Erfolge.

— Aber Irene sieht die Dinge aus der Ferne; ganz anders gestalten sie sich für uns, die wir in der Nähe sind.

— Die Fürstin Irene kennt alle Hebel und Mittel, die zu dem Erfolge führen können. Zweifle nicht mein bester Herr; aus dem Westen wird die helfende Hand kommen. Dein Schwiegersohn ist mächtig; mächtig als Kaiser des grossen deutschen Volkes; mächtig auch, weil er das Haupt des neuen Kreuzzuges ist, den die edlen Ritter der Christenheit vorbereiten.

— Du sprichst, Paläolog, von einem neuen Kreuzzuge?

— Ja, mein Fürst, dieser Kreuzzug ist schon längst beschlossen.

— O sag' mir, Paläolog, hast du darüber Neues erfahren? O melde mir, dem Verlassenen, in einsamer Nacht Lebenden, was unter den lebenden Menschen vorgeht!

— Ich will dir erzählen, Fürst, was ich gestern von dem deutschen Ritter erfuhr, der dich besuchte. Er hat's dir nicht selbst verkünden können, weil ihn die Rührung überkam und er's nicht wagte, deine Ruhe durch eine lange, ermüdende Erzählung zu stören. Mir aber hat er Alles erzählt. Ich habe von ihm Dinge erfahren, von denen noch kein Mensch in unserer Stadt weiss; ich will heute dir enthüllen, was ich aus seinem eigenen Munde vernommen.

— Sprich, Paläolog!

— Nach dem unglücklichen Feldzug, begann Paläolog, der mit dem Tode des deutschen Kaisers Friedrich und mit dem verderblichen Streit zwischen den Königen von Frankreich und von England endete, war ein dreijähriger Waffenstillstand mit dem stolzen Saladin der einzige Erfolg, den man erlangt hatte.

-- Lebhaft stehen noch diese Begebenheiten in meinem Gedächtniss, unterbrach Isaak.

— Konnten aber die christlichen Fürsten, die das Grab des Heilands in den Händen der Ungläubigen sahen, eine solche Entweihung noch länger dulden? Mussten sie nicht alle Kräfte aufbieten, um eine solche Schmach auszuwaschen und die tapfern Vorkämpfer unsers Glaubens, die das Schwert der Barbaren gemäht hatte, zu rächen? Konnten sie von einem Unternehmen abstehen, zu dem sie als Fürsten und als Christen berufen waren? Rom's Patriarch übernahm den neuen Kreuzzug. Ihm, Innocenz III, verdankt man den ersten Schritt. Willig folgten dem Rufe die mächtigsten Ritter der Christenheit: der wackere Balduin, der kühne Graf von Flandern, Bonifaz, der Marquis von Montferrat, und Venedig's Doge, Heinrich Dandolo, der grosse Bürger und Feldherr. Dies sind die Männer, die die grosse Aufgabe sich gestellt, und die nun in Venedig zum heiligen Zug die Anstalten treffen. Dort harren sie auf die günstige Gelegenheit; von dort werden sie nach Osten ziehen. Dies sind die Nachrichten, Fürst, die der deutsche Ritter mir mitgetheilt.

— Ernstes steht bevor, Paläolog, sagte Isaak in tiefen Gedanken versunken. Der ganze Osten regt sich auf, so oft der Westen in Bewegung geräth. Das byzantinische Reich empfindet den Einfluss dieser Feldzüge. Oh, Paläolog, schwer ist unsere Lage! Verstehst du, dass wir uns zwischen zwei kämpfenden Elementen befinden, deren An-

prall uns leicht vernichten kann? Einerseits haben wir die ehrgeizigen Bestrebungen des Westens, glaube nicht dass jene Kreuzritter es bloß auf die Befreiung des heiligen Landes und auf die Bestrafung der Ungläubigen absehen; anderseits bedroht uns aus Asien her eine andere, ebenso grosse Gefahr. Der barbarische Türkenstamm macht täglich Fortschritte, er hat nicht mehr das alte Ziel vor Augen, sich ruhig niederzulassen; sondern wirft schon einen habgierigen Blick auf unsre Hauptstadt. Jeder Schlag kann für uns verderblich sein. Je mehr ich einerseits den Sieg der christlichen Waffen wünsche, um so mehr ängstigt mich anderseits ihr Erfolg. Der Sieg der Ungläubigen kann nur böse Folgen für unser Land haben. Welche Kräfte können wir diesem doppelten Strome, der verderbendrohend naht, entgegensetzen? Wie können wir diesen Strom, der Alles vor sich niederwirft, bändigen? Ach! Paläolog, Schweres steht unserm Lande bevor!

In jenem Augenblicke wurden in der Baumreihe, die nach der Laube führte, lebhafte und rasche Schritte gehört, und ein zwanzigjähriger Jüngling lief nach der Stelle, wo Isaak sass.

— Vater, sagte der Jüngling, indem er den blinden Fürsten mit seinen Armen umfing, und ihm die Wangen küsste. Mein Vater!

— Alexius, mein Kind! rief Isaak gerührt aus.

Der junge Mann war Alexius, der einzige Sohn Isaak's. Alexius war hoch und schlank von Wuchs; schwarze Locken fielen ihm zierlich auf die Schultern herab; seine Augen besaßen jene Lebhaftigkeit, die dem jugendlichen Alter und einem frischen Geiste eigen sind; die kühne Linie seiner Augenbrauen bekundete in dem Jüngling einen reifen, männlichen Entschluss.

— Durch lange Tage habe ich deine theure Gegenwart vermisst, mein Kind, sagte Isaak, indem er wiederholt

des Sohnes Wangen küsste. Du hast deinen alten, blinden Vater vergessen.

— Ich dich vergessen, Vater? antwortete Alexius, indem er die Hände des unglücklichen Fürsten an seine Lippen führte. Weisst du nicht, dass mein Geist stets bei dir ist? Meine Gedanken sind stets hier, wo du bist. Ich habe mich verspätet mein bester Vater, denn die Umstände geboten es mir, und wieder werde ich durch mehre Tage auf das Glück verzichten müssen, dich zu sehen und dein theures Haupt in meine Arme zu schliessen.

— Was sagst du, Alexius? rief Isaak aus. Deine Hände zittern. Was ist vorgefallen, mein Kind? Deine Worte beängstigen mich.

— Kamitzis, der Protostrator, hat die Fahne des Auf-  
ruhrs in Thracien erhoben; der Kaiser, den Einfluss jenes  
verwegenen Mannes befürchtend, hat beschlossen den Em-  
pörer zu bestrafen; ein Feldzug gegen Kamitzis ist im  
Anzug. Gestern erhielt ich Befehl, den Kaiser, meinen  
Oheim, auf diesem Zuge zu begleiten; und heute benützte  
ich einige freie Augenblicke um von dir Abschied zu  
nehmen.

— Fürchtet sich dein Oheim dich allein in der Haupt-  
stadt zurückzulassen? Weh dem Fürsten, der kein Ver-  
trauen zu seinen nächsten Verwandten hat. — Und du  
wirst abreisen, Alexius?

— Ja, mein Vater, antwortete der Jüngling mit fester  
Stimme.

— Ach, mein Kind, sagte Isaak, nimm dich in Acht!  
Bedenke, dass leicht die Bösen Gelegenheit finden Böses  
zu thun. Wer seinen eigenen Bruder des Augenlichts be-  
raubt, wird gewiss auch wagen, eine mörderische Hand  
gegen seinen Neffen zu erheben. Alexius, mein Kind, sei  
stets auf deiner Huth; denk' an deinen unglücklichen Vater  
und setze dich den Gefahren nicht aus. Die Jugend ist

kühn; sie verschmäht die Gefahren. Bedenke, dass du unter Feinden dich befindest, und dass diese Feinde an demselben Tische mit dir essen und in demselben Zelt mit dir schlafen werden. Denk' an deinen Vater, dem du die Stütze bist: und der Stütze bedarf ein blinder Mann!

— Oh, sei ohne Sorge, Vater, antwortete der Jüngling; schon längst weiss ich mit wem ich zu thun habe. Ich weiss, dass in seiner Umgebung die Luft verpestet ist und dass Tücke und Schlechtigkeit sein böses Herz erfüllen. Ich werde vorsichtig sein, Vater. Mein einzig Trachten ist auf Ein Ziel gerichtet. Du kennst dieses Ziel. Es ist die Rache um das grässliche Unrecht, das du erlitten! Ich war kein Kind mehr an jenem Tage, da die glühende Klinge über deine Augen fuhr und ihr Licht erlöschte. Jenes glühende Eisen, das dich des Augenlichts beraubt, hat mein Herz in seiner tiefsten Tiefe verwundet. Seit jener schreckenvollen Stunde nur Ein Gefühl beherrscht es, nur Eine Lust empfindet es — die Rache. Ich kann keine Ruhe finden, bevor ich nicht Rechenschaft von jenen Elenden fordre für seine grässliche, widernatürliche That! Glaubst du, Vater, dass dieses heilige Ziel vor Augen habend, ich mich unbedacht aussetzen werde. Oh! an List werde ich ein Fuchs sein, bis zur Stunde, wo ich mich in einen blutgierigen Wolf verwandeln werde!

— Mein Sohn, sagte Isaak mit zitternder Stimme, mein theures, geliebtes Kind! Deine edlen Worte giessen Balsam in mein wundes Herz! Selbst den Verlust meiner Augen kann ich verschmerzen bei dem Gedanken einen solchen Sohn zu haben. Gott segne dich, mein Kind!

Und unter den reinen, wolkenlosen Himmel in der trauten Stille des entlegenen Landhauses, dort kniete der zwanzigjährige Jüngling vor dem blinden Vater, der seine Hände erhob und ihn segnete.

— Geh, mein Alexius, sagte Isaak mit bebender Stimme, Gott sei mit dir! Leb wohl!

Der Jüngling stand auf und bedeckte mit Küssen jene Hand, die ihn gesegnet hatte; schluchzend und raschen Schrittes entfernte er sich.

Der augenlose Fürst fiel auf seinen Sitz zurück, und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

Auf den Bäumen riefen die Vögel ein letztes Lebewohl dem abziehenden Jüngling nach, und ihre heitern Lieder verkündeten eine glückliche Zukunft, sie trösteten das wunde Herz des verlassenen Vaters.

---

## 5. Kapitel.

### Alexius der Jüngere.

Kaiser Alexius, von den Einfällen auswärtiger Feinde während einer kurzen Zeit befreit, hatte sich einem Zustande von Trägheit, die seinem schwachen und unschlüssigen Charakter eigen war, überlassen. Alexius war von Natur aus ein Feind der Waffen und aller kriegerischen Anstalten; nicht weil er aus Herzensgüte den Frieden liebte, oder das Blutvergiessen, die Folge aller Kriege, verabscheute, sondern seines schwachen Charakters wegen, unter dessen Einfluss kein erhabenes Gefühl in seinem Herzen Platz finden konnte. Dazu war er von einer bösen, unheilbaren Krankheit, einer von Zeit zu Zeit auftretenden gichtigen Lähmung der Füsse, belästigt, die seine Stimmung noch mehr verbitterte. Alexius, ein Mann der stets sich mit Kleinigkeiten abgab, suchte ohne auch nur die mindeste Kenntniss von der Arzneikunde zu haben, ein Mittel um sich von diesem lästigen Uebel zu befreien. Oft hatte er seinen Aerzten die Thür seiner Gemächer gewiesen; oft hatte er aus den entferntesten Provinzen die berühmtesten Aerzte und Zauberer nach der Hauptstadt berufen, die er wieder in einem Anfall von mürrischem Zorn fortgejagt hatte, und da Niemand ihm Linderung verschaffen konnte, war er in einen solchen Missmuth gefallen, dass er sich selbst und Andern ganz unerträglich wurde.

Nun aber hatte sich Etwas ereignet, dass die Ruhe des Landes zu stören drohte und die ganze Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich lenkte; denn Alexius war um seinen Thron besorgt, und dessen Erhaltung war seine fortwährende Sorge.

Dies Ereigniss war die Empörung Manuel Kamitzis', des grossen Hofstallmeisters. Alexius konnte dies nicht übersehen. Trotz seiner Gleichgiltigkeit, trotz seiner Abneigung gegen allen kriegerischen Lärm, konnte er doch seinen Thron einer Empörung gegenüber nicht ausgesetzt lassen, die zwar noch klein und beschränkt, die verderblichsten Folgen aber haben konnte, wenn das Beispiel Kamitzis' von anderen Unzufriedenen gefolgt sein sollte.

Manuel Kamitzis, ein Vetter des Kaisers Alexius, war einer seiner treuesten Anhänger gewesen, der nicht wenig zu seiner Thronbesteigung gewirkt hatte. Seiner treuen Dienste wegen war er von Alexius zu der hohen Würde eines Hofstallmeisters erhoben worden. Durch die Verleihung dieser Würde pflegten die byzantinischen Kaiser ganz besondere Dienstleistungen zu belohnen. Kamitzis war aber nicht nur einer der ergebensten Rathgeber des Thrones gewesen, sondern war auch ein tapferer unerschrockener Feldherr, der oft gegen die unruhigen Bulgaren ausgezogen war und wiederholt Siege gegen sie erfochten hatte. Auch in der letzten Zeit, als der verwegene Chrysos sich in den starken Festungen von Prosako eingeschlossen hatte und von dort die Grenzen des byzantinischen Reiches bis nach Pelagonien belästigte, war wieder die Wahl des Kaisers auf den glücklichen und siegreichen Kamitzis gefallen. Dieser, den Befehlen seines Kaisers und Verwandten gehorchend, hatte nicht einen Augenblick gezögert, obwohl er die Schwierigkeiten und die Gefahren eines solchen Zuges kannte. Diesmal hatte er gegen einen im höchsten Grade gefährlichen Feind zu kämpfen, und

ward gezwungen sich den aus Konstantinopel gegebenen Verhaltungsbefehlen zu fügen, die eine unmittelbare Erstürmung der Festung von Prosako erheischten, während er als ein kluger Feldherr diese Erstürmung zu allerletzt aufbewahren wollte, um gegen den Feind, den er zuerst von allen Seiten schwächen wollte, den letzten entscheidenden Schlag zu führen.

Die Festung von Prosako, die Residenz des grausamen Chrysos, war ein Platz, den die Natur selbst unerstürmbar gemacht zu haben schien. Am rechten Ufer des wildströmenden Axios erhob sich ein Kreis von Bergen, der von der Seite des Flusses durch zwei hohe Felsen eingeschlossen war, die am Fusse sich vereinigten und eine schmale Berggasse bildeten, die auch durch eine starke Mauer befestigt war. Eine doppelte Festung krönte den Gipfel der zwei Felsen.

In diesen Festungen hatte Chrysos eine starke Besatzung von alten kampfbeübten Kriegeren eingesetzt und grosse Massen von Nahrungsmitteln aufgehäuft. Alle Festungswerke waren mit starken Kriegsmaschinen, wie sie zu jener Zeit üblich waren, versehen, und da der Umfang der Festung gross war, so fehlte auch den Thieren die nöthige Nahrung nicht; nur an Wasser mangelte es; denn sowohl die Gegend hatte keine einzige Quelle, auch der Felsen liess die Ausgrabung von Brunnen nicht zu, so dass die Besatzung genöthigt war, sich das Wasser aus dem Flusse zu holen.

Kamitzis fand sich also plötzlich vor diesem uneinnehmbaren Bollwerk. Vergebens entfaltete er seine ganze Feldherrnkunst und seine Tapferkeit; vergebens liess er wiederholt die Festung stürmen. Er ward zuletzt gezwungen die Unmöglichkeit eines weiteren Angriffs zu erkennen, und wollte eben den Rückzug antreten, um seine ermüdete Armee zu retten, als Chrysos über ihn herfiel,

die griechische Armee zerstreute und Kamitzis selbst gefangen nahm.

Schmerzlich berührte der unerwartete Schlag den Kaiser; aber er war zu geizig um das Lösegeld zu zahlen, das der siegreiche Gegner für die Befreiung des griechischen Feldherrn forderte, und Kamitzis blieb gefangen und erflehte vergebens die Hilfe seines Herrn und Veters.

Als endlich Kamitzis sah, dass alle seine Bitten und Vorstellungen vergeblich waren, gerieth er in einen so heftigen Zorn gegen den undankbaren Kaiser, dass er die wiederholten Vorschläge seines Gefangenwärters Chrysos annahm, und ihm seinen Beistand zusagte nur um sich gegen den Kaiser zu rächen. Chrysos nahm freudig die Dienste des berühmten Feldherrn an, und so erhob auch Kamitzis die Fahne der Empörung.

Da beschloss Alexius gegen ihn zu ziehen, und dieses war der Feldzug, auf dem er auch seinen Neffen, den Sohn des blinden Isaak's, mitnahm.

In der Nähe von Damocrania, einer Stadt in Thracien, hatte der byzantinische Kaiser sein Lager aufgeschlagen. Der Oberbefehl der Truppen war dem Feldherrn Johann Oenopolitis anvertraut, und Alexius war mit seinem Gefolge im Lager erschienen, sowohl um durch seine Gegenwart den Muth seiner Truppen zu heben, als auch um der Bestrafung des Empörers beizuwohnen. Auch hoffte Alexius sich mit dem mächtigen Chrysos zu verständigen, und durch List und trügerische Versprechungen das zu erlangen, was er durch die Gewalt der Waffen nicht so leicht hätte durchsetzen können.

In der Mitte des griechischen Lagers erhob sich das prachtvoll ausgestattete kaiserliche Zelt, auf dem die gold'ne Krone strahlte und die reichgestickte kaiserliche Fahne wehte.

Rechts von diesem Zelte befand sich das Zelt des Neffen des Kaisers, des jungen Alexius, der, wie bereits gesagt, dem Zuge folgte.

Dieser Befehl des Kaisers, den er seinem Neffen gab, hatte seinen Grund: Alexius bemerkte schon seit einiger Zeit die grosse Liebe und Achtung, die das Volk Konstantinopels zu dem jungen reichbegabten Fürstensonne nährte; er sah diesen Einfluss mit jedem Tage wachsen, und befürchtete mit Recht, er könnte, wenn er allein in der Hauptstadt zurückbliebe, diesen Einfluss zum Umstürze seines Thrones benützen. Wenn er ihn in seiner nächsten Nähe hatte, konnte er ihn besser beobachten und jeden gefährlichen Versuch im Werden ersticken.

Der junge Alexius konnte nicht umhin, den Befehlen seines Kaisers und Oheims zu gehorchen; unterwegs aber sann er auf einen Plan, den er schon längst erdacht hatte, und dessen Ausführung einer der süssesten Träume seines Lebens war.

Es war tiefe Nacht, im Lager herrschte Ruhe; die Soldaten schliefen; selbst im Zelte des Kaisers war kein Geräusch zu hören, denn der Fürst hatte seine Feldherren und Begleiter für die Nacht verabschiedet.

Nur der junge Alexius wachte in seinem Zelte. Vor ihm auf dem Tisch brannte eine kleine Laterne und lag ein Blatt Papier, auf welches der junge Mann von Zeit zu Zeit seine Augen heftete.

— Beste Schwester, murmelte er vor sich hin, und führte das Papier auf seine Lippen; dein gutes, edles Herz spiegelt sich ganz in diesen kurzen Worten ab, die deine Hand gezeichnet. — „Ein glänzender Erfolg wird unser Trachten krönen.“ Du hast Recht, Schwester. Ich fühle es auch. Unser Streben ist zu heilig, um nicht von Erfolg gekrönt zu werden. „Du musst ein Mittel finden, um dich aus der Nähe des Kaisers zu entfernen; wir

müssen uns sehen, um über die Mittel zur Ausführung unsers Planes zu beschliessen.“ Ja, theuere Schwester, dies wird geschehen; dafür habe ich schon gesorgt. Mit Ungeduld sehe ich der Stunde entgegen, in der ich bei dir sein werde. Ja, alle Hindernisse werde ich überwinden. Der Anblick des armen, blinden Vaters genügt, um mir den Muth zu verleihen, allen Gefahren die Stirne bieten. Ach! der unglückliche Vater. Mit jedem Tage wird er trauriger. Die Qual nagt, einem Wurme gleich, an seinem Herzen. Gibt es etwas auf Erden, was ich nicht wagen würde, um den Schmerz des Vaters zu lindern? Gibt es irgend eine Gefahr, die ich nicht bestehen wollte, um auf seinen bleichen Lippen jenes Lächeln wieder zu sehen, das, ach! auf immerdar aus ihnen verbannt zu sein scheint? Ich habe es beschlossen — ich werde es thun! Des Himmels Segen unterstützt ein solches Unternehmen! — Ach, meine Schwester! rief Alexius aus, indem er einen zärtlichen Blick auf das vor ihm liegende Papier warf; gedulde dich, und du sollst mit deinem Bruder zufrieden sein. Stolz sollst du auf mich sein, wenn du erfährst, was ich beschlossen!

Ein leichtes, kaum vernehmbares Geräusch wurde plötzlich hinter dem Zelte gehört. Alexius, der auf dies Zeichen zu warten schien, stand sogleich auf, öffnete die Vorhänge, die den Eingang verdeckten, und ein Mann von herkulischem Wuchse mit einem langen dunkeln Barte stand vor ihm. Der Mann verbeugte sich tief als er des jungen Mannes ansichtig wurde, und trat raschen Schrittes in das Zelt ein.

— Du bist pünktlich, Francesco, sagte Alexius zu ihm, ich danke dir dafür.

— Fürst, erwiderte der Fremde, sobald ich deine Botschaft erhielt, habe ich Alles besorgt, und nun komme ich, um dir zu melden, dass Alles in Bereitschaft steht.

— Ist das Schiff segelfertig? fragte Alexius rasch.

— Es liegt nicht weit von hier vor Anker; ich liess es dort hinter dem Vorgebirge liegen, um keinen Verdacht zu erwecken.

— Und die Schaluppe?

— Sie wartet auf uns im kleinen Hafen von Athyra, wo du leicht und ungesehen auf das Schiff gelangen kannst.

— Sodass ich, sagte Alexius, dem Fremden näher-tretend und ihm ins Ohr flüsternd, schon heut Nacht ab-reisen kann?

— Gewiss, mein Fürst, erwiderte Francesco; je schneller, je lieber; eben weht von der Küste ein günstiger Wind. — Aber, verzeih', die Vorsicht mag sie noch so über-trieben sein, schadet niemals. Es wäre gut, wenn Du dein langes Haar zuvor abschneidest und dieses Matrosenkleid anlegest, das ich eigens für dich mitgebracht.

— Du hast Recht, Francesco, antwortete Alexius, die Vorsicht schadet nicht, besonders wenn man mit tückischen Feinden zu thun hat.

— Ich will damit nicht sagen, Fürst, dass uns eine Gefahr bevorsteht; denn erstens ist deine Flucht Niemanden bekannt, und dann ist mein Schiff der schnellste Segler, der je dieses Meer befahren. Bei allen Wettrennen in Italien hat Francesco's Schiff stets den ersten Preis davon getragen.

— Reich mir den Anzug also, sagte Alexius un-geduldig.

— Für dich, mein Fürst, setzte der Italiener hinzu, indem er einen vollständigen Matrosenanzug unter seinem weiten Mantel hervorzog; für dich bin ich bereit mein Leben einzusetzen; einen willigeren Diener als den Pisaner Francesco wirst du schwerlich finden.

— Eile, Francesco; geh mir voran, sagte Alexius — Ich folge dir auf dem Fusse. Bevor der neue Tag beginnt müssen wir weit von dieser Küste sein. Geh, mein Freund!

Kaum hatte Francesco das Zelt verlassen, so schnitt sogleich Alexius die schönen schwarzen Locken ab, die üppig über seine Schultern fielen, und zog das Matrosenkleid an; in den Gürtel steckte er noch zwei scharfe Dolche, deren Klingen er sorgfältig untersuchte, löschte die kleine Laterne aus und verliess das Zelt.

Im ganzen Lager herrschte die tiefste Stille. Alexius warf einen raschen Blick auf das kaiserliche Zelt und seine Lippen flüsterten:

— Verbrecherischer Oheim! ungerechter, tückischer Fürst! Schlafe nur! Bald kehre ich zurück, und werde von dir eine furchtbare Rechenschaft fordern!

Und er verschwand im dichten Wald, der sich am Fusse des Hügels, wo das Lager sich befand, erstreckte.

Im kleinen Hafen von Athyra schaukelte sich auf den leichten Wellen eine kleine Schaluppe, in der drei Männer sassen. Der Eine davon, der am Hintertheil des Bootes sass, hielt die Blicke nach der Küste gerichtet und schien durch die Nacht erspähen zu wollen, ob sich Jemand dem Orte näherte, wo das Boot lag. Dieser Mann war der Pisaner Francesco, den wir vor Kurzem im griechischen Lager sahen. Er wandte sich von Zeit zu Zeit zu seinen Begleitern, die die Ruder hielten, und sagte mit ungeduldiger Stimme:

— Er kommt noch nicht! Bald bricht der Tag an.

Endlich wurden am Gestade Tritte hörbar und Alexius stand bald im leichten Matrosenanzug vor dem Boote.

— Es ist spät, Fürst, rief ihm Francesco entgegen. Wir müssen uns beeilen.

— Wo liegt das Schiff? fragte Alexius.

— Hinter jenem kleinen Vorgebirge dort, war die Antwort, das man durch die Nacht zu unserer Rechten unterscheidet.

Mit einem Satze war Alexius im Boote, und Francesco rief seinen Leuten zu, indem er das Steuerruder erfasste: Und nun, Kinder, vorwärts! So schnell ihr könnt!

Und mit Blitzesschnelle glitt das leichte Fahrzeug durch das stille Wasser des Hafens und bog bald um das kleine Vorgebirge.

Dort lag hinter einem in die See vorspringenden Felsen ein Schiff, das seine Segel ausgespannt hatte.

Nachdem das Boot an das Schiff angelegt und alle Männer auf das Verdeck gestiegen waren, wurde das Boot aufgezogen und dem Schiffe die Richtung nach dem Winde gegeben.

Der Wind war günstig, und Alexius sah die Küste vor sich verschwinden.

— Leb' wohl, mein Vaterland, flüsterten seine Lippen; leb' wohl, o Land, wo ich eine grosse, eine heilige Pflicht zu erfüllen habe; und du mein Vater, den ich hier zurückgelassen, leb' wohl! Empfange meinen letzten Abschiedsgruss. — Verzage nicht, blinder Greis; bald wird deine Pein ein Ende haben; bald werden deine Seufzer aufhören.

Der Wind der bis dahin günstig geweht hatte, sprang bald um, und das Schiff war gezwungen zu laviren.

Plötzlich wurden am Horizonte drei Schiffe sichtbar, die die Richtung auf das Fahrzeug nahmen. Es waren dies drei kaiserliche Galeren, die der Kaiser zur Verfolgung seines Neffen ausgesandt hatte. Denn die Flucht Alexius war nicht verborgen geblieben. Ein Zufall hatte sie enthüllt.

Der Kaiser von heftigen Gichtschmerzen geplagt, hatte während jener Nacht kein Auge schliessen können. Um die Mitte der Nacht hörte er im nahen Zelte seines Neffen ein ungewöhnliches Geräusch; furchtsam aber von Natur konnte er sich nicht entschliessen, im Dunkeln hinauszugehen. Sobald es Tag wurde eilte er allein um die Ursache des nächtlichen Geräusches zu erfahren. Er fand das Zelt leer. Er liess seinen Neffen durch das ganze Lager suchen, und da derselbe nirgends zu finden war, so überkam den Kaiser eine solche Furcht, dass er sogleich die strengsten Befehle gab, den Fliehenden aufzusuchen und zurückzuführen.

Diesen Befehlen gemäss waren die kaiserlichen Galeren in früher Morgenstunde ausgelaufen.

So lange der Wind günstig vom Lande aus wehte konnten sie nicht daran denken, das schnelle Fahrzeug des Pisaners zu erreichen; sobald aber der Wind die Richtung geändert hatte, standen sie bald an seiner Seite.

Alexius sah die kaiserlichen Schiffe, errieth den Grund ihres Erscheinens und sein Herz schlug heftig.

— Verzage nicht, mein Fürst, sagte ihm Francesco; das Matrosenkleid macht dich unkenntlich; selbst der Kaiser dein Oheim, könnte dich jetzt nicht mehr erkennen.

Bewaffnete Männer stiegen auf das italienische Schiff, befragten Francesco um seinen Bestimmungsort, und ob er auf dem Schiffe ausser seiner Mannschaft keinen Fremden habe.

— Dies sind meine Leute, die ihr hier versammelt seht, erwiderte der schlaue Italiener, auf seine Matrosen zeigend, worunter auch Alexius stand, ausser diesen ist keine lebende Seele am Bord. Mein Weg ist nach Sicilien. Seit wann besteht in eurem Lande das Gesetz, wonach man Schiffe auf offenem Meere untersucht?

— Es ist des Kaisers, unseres Herrn, Befehl, antwortete Einer aus der Truppe, kein Fahrzeug ununtersucht absegeln zu lassen. Vorige Nacht ist aus dem Lager der Neffe des Kaisers verschwunden, und der Fürst, der eine Entführung befürchtet, ist im höchsten Grade unruhig.

— Des Kasers Neffe? wiederholte der Italiener, das grösste Erstaunen spielend. Ha! nun verstehe ich. — Ich bin in der Lage euch die genauesten Nachrichten darüber zu geben. In der vergangenen Nacht kam ich von Damocrania zurück, wo das kaiserliche Lager ist, und wohin ich mich begeben hatte um meine Getreideladung zu verkaufen. Am Meeresufer angekommen sah ich, obwohl es tiefe Nacht war, eine kleine Schaluppe, ungefähr wie jene dort, die ihr in der Nähe des Steuerruders seht, — mein Auge ist scharf und geübt, und ich erkannte in jener Schaluppe einen Mann, der seine zwei Ruderer zu der grössten Eile anzuspornen schien, um sich von der Küste zu entfernen. Das kleine Boot verschwand auch bald rechts vom Hafen, wo ich stand, aus meinen Blicken. Wenn ich nun meinen Schluss aus Dem ziehe, was ihr mir erzählt, und aus Dem, was ich mit eigenen Augen gesehen, so habe ich nicht den geringsten Zweifel, dass jene Schaluppe den jungen Prinzen aufgenommen hatte, den ihr sucht. Es ist also klar, setzte der Italiener hinzu, dass wenn ihr, und zwar ohne Verzug, jene Richtung nehmt, jetzt da der Wind so günstig für euch ist, ihr bald den Flihenden erreicht haben werdet, und dem gnädigen Kaiser die grösste Freude verursachen könnt.

Die einfachen Krieger glaubten den Worten des verschmitzten Italieners. Ein mit Zuversicht und kühner Geistesgegenwart gesprochenes Wort ist einem schneidenden Messer gleich, das auf den ersten Schlag wirkt; übrigens waren auch die rohen Soldaten dem verschmitzten Pisaner nicht gewachsen.

Das Fahrzeug ward noch sorgfältig in allen Ecken untersucht und die bewaffnete Schaar verliess dankend das italienische Schiff.

— Glückliche Reise, rief ihm Francesco nach, und ein ironisches Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen.

Während nun die kaiserlichen Galeren die Richtung nahmen, die ihnen der Pisaner angedeutet hatte, steuerte das Fahrzeug, auf dem sich der flüchtige Kaisersohn befand, dem ägäischen Meere zu, und bald verschwand auch der letzte Gipfel der heimatlichen Berge aus den Augen des auf dem Verdecke sitzenden Alexius.

---

## 6. Kapitel.

### Meister Manuel's Weinstube.

Auf dem weiten Augusteumplatze und ganz in der Nähe der grossartigen Sophienkirche, befand sich eine kleine, aber altberühmte Weinstube, die allen Einwohnern der Hauptstadt, besonders aber den Bewohnern jenes volkreichen Stadttheiles, wohl bekannt war. Diese Weinstube war ein allge einer Versammlungsort, nicht weil der hier verkaufte Wein besser oder billiger im Preise war, sondern weil die Weinstube zwei grosse Eigenschaften besass, Eigenschaften, die stets das Volk anziehen und besonders ein Volk, dessen wichtigste Beschäftigung die Neugierde und das vorwitzige Geschwätze ist. Hier war der Ort, wo man zuerst die Tagesneuigkeiten erfuhr und der Weinhändler, der alte Manuel, hatte den Ruf eines vielerfahrenen Mannes, dessen Wort, besonders in politischen Angelegenheiten, von den unteren Volksklassen als ein Orakelspruch angesehen wurde. Die Weinstube war als Meister Manuel's Weinstube bekannt.

Meister Manuel hatte nicht nur einen thätigen Antheil an allen Aufständen, die während der letzten zwanzig Jahre in der Hauptstadt des byzantinischen Reiches ausgebrochen, genommen, sondern er war auch, wie sich die Leute erzählten, die am besten seine Lebensumstände kannten, einer der Ersten die zu der blutigen

Bestrafung des tyrannischen Andronik Comnenus beigetragen hatten. In dieser Weinstube war's auch, wo der volksbeliebte Narr Zinzifitzis, der täglich an Meister Manuel's Tisch seinen Platz hatte, den grössten Theil seines Lebens zubrachte. Der Narr war zwar längst gestorben, aber der Ruf der Weinhandlung war aufrecht geblieben, und die Meinungen des alten Weinhändlers erhielten sich stets bei dem Volke in Ehren. So oft ein Zwist oder eine Meinungsverschiedenheit im Stadttheile entstand, war Manuel stets der Richter und das höchste Tribunal. Dies waren die Gründe, warum seine Weinstube vom ersten Morgenrauen bis tief in die Nacht hinein von einer Menge von geschäftslosen Menschen besucht wurde, und warum sie ein Dorn im Auge der Mächtigen des Tages war, die den Ort als eine gefährliche Quelle von Aufständen betrachteten. Sobald dort die Meinung ausgesprochen wurde, diese oder jene hochgestellte Person entspräche nicht den Wünschen und Gesinnungen des Volkes, sogleich war auch das Urtheil über sie gefällt und nicht selten machte sich der Unwille des Pöbels durch drohende Ruhestörungen Luft.

So waren damals die Zustände in der byzantinischen Hauptstadt, ein unansehnlicher Funke genügte, um eine verzehrende Feuersbrunst anzuzünden. Wenn wir die Seiten der Geschichte aufschlagen, so werden wir sehen, dass in allen Ländern in unruhigen Zeiten das Volk einen Versammlungsort findet, aus dem alle Tumulte hervorgehen, und dass solche Sammelplätze für die allgemeine Ruhe um so gefährlicher sind, als sie dem ersten besten Ruhestörer stets offen stehen.

Ein solcher Sammelplatz war in den letzten Jahren die Weinstube Meister Manuel's geworden. Kaiser Isaak, dem die plötzlichen Volksaufwallungen die grösste Furcht einjagten, denn durch das Volk auf den Thron erhoben, fühlte er sich dem Willen des Volkes gänzlich preis-

gegeben, hatte wiederholt versucht, dieses gefährliche Nest der Unruhe und des Widerstands zu vernichten, hatte es aber nicht vermocht. Sein Nachfolger Alexius, der den Thron nur seiner Armee verdankte, übersah gänzlich die kleine Weinstube; er glaubte, dass, da er einmal das Heer für sich hatte, er von Seiten eines unbewaffneten und rohen Pöbels keiner Gefahr ausgesetzt sei. Diese Verachtung aber seitens des Kaisers und seiner Anhänger hatte die Unzufriedenheit der Besucher der Weinstube bis zur Wuth entflammt. Sie wollten stets die massgebende Stimme haben, und Meister Manuel, der sich durch diese kaiserliche Verschmähung im höchsten Grade beleidigt fühlte, war immer einer der Haupträdelsführer des Widerstands gegen die kaiserliche Gewalt.

Dem rohen und ungebildeten Pöbel darf man niemals offen zeigen, dass man ihn verachtet; denn dies regt ihn auf und macht aus ihm ein gefährliches Element. Dies ist stets ein Fehler der Grossen und Mächtigen der Erde gewesen; sie glauben durch Verachtung und durch Stolz den Niederen imponiren zu können. Wie täuschen sie sich! Sehen wir nicht oft hartherzige, grausame Fürsten, dem Volke, dem sie alle Freiheiten rauben wollen, mit den süssesten Worten schmeicheln?

Vor mehren Tagen schon war Kaiser Alexius gegen den aufständigen Kamitzis gezogen, und befand sich im thracischen Feldlager. Die Leitung der Staatsgeschäfte war der Kaiserin Euphrosyne und dem von ihr vorgeschlagenen erfahrungsreichen Konstantin Messopotamitis anvertraut worden. Täglich liefen unter den Gästen der kleinen Weinstube die verschiedensten Gerüchte über den Krieg; bald hiess es, der Kaiser habe den untreuen Diener gezüchtigt und kehre siegreich nach der Hauptstadt zurück; bald erzählte man sich, Kamitzis habe die kaiserliche Armee auf's Haupt geschlagen; andere wieder wollten

wissen, der Thron werde in kürzester Zeit einen neuen Herrscher erhalten. Es waren dies nur eitle, unbegründete Gerüchte, und Niemand wusste, wie eigentlich die Sachen standen. Wenn Meister Manuel darüber gefragt wurde, so lächelte er verschmitzt und sagte gelassen:

— Habt nur Geduld, und ihr werdet bald sehen!

Meister Manuel war wie ein Mann, der ein wichtiges Geheimniss weiss, das er vor Begierde brennt zu enthüllen und nicht enthüllen will.

Es war gegen Abend. Der Tag war heiss gewesen. In der engen Weinstube drängten sich die Gäste, die alle begierig waren die letzten Nachrichten zu erfahren, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein Abgesandter des Kaisers sei im Palaste zu Blachernä abgestiegen und habe äusserst Wichtiges aus dem Lager gemeldet.

— Dass ein Abgesandter von Thracien angekommen, dessen bin ich gewiss, bemerkte einer von den Gästen, ein Barbier von Beruf, ein höchst neugieriger Mann, der den ganzen Tag auf Neuigkeiten auslief.

— Was damit? erwiderte ein Anderer. Es ist bekannt, dass der Kaiser fast täglich Jemanden nach der Hauptstadt absendet. Ich finde dabei nichts so Wichtiges.

— Weshalb aber, rief der Barbier, der sich beleidigt fühlte, erzürnt aus; weshalb hat ihn die Kaiserin sogleich trotz der frühen Morgenstunde in ihren Gemächern empfangen? Weshalb liess sie sogleich Messopotamitis rufen, der ganz ausser Athem im Palaste erschien, und kurz darauf bleich und verstört die kaiserliche Wohnung wieder verliess?

— Was vorgeht, können wir nicht wissen, bemerkte ein anderer Bürger. Ich habe aber gehört, morgen schon werde der Kaiser hier sein. Seine Rückkehr bedeutet, dass Kamitzis geschlagen ist.

— Oder dass er Sieger ist, unterbrach ihn ein Anderer. Kehren denn die Fürsten nur wenn sie siegen in ihre Staaten zurück? Kann diese eilige Rückkehr keine andere Ursache haben?

— Was sagst du dabei, Meister Manuel? fragte der Barbier den stolz dastehenden Wirth, der wie ein Jupiter auf hohem Throne dem Gespräche zuhörte.

— Habt nur Geduld und ihr sollt sehen! antwortete der stolze Jupiter.

— Wann aber werden wir sehen? rief ungeduldig der unruhige Barbier aus. Die Tage vergehen und aus dem Lager kommt keine Nachricht.

— Es ist nicht euer Werk dafür zu sorgen, antwortete kalt der alte Manuel, als wenn er sagen wollte: „Was versteht ihr von solchen Dingen? Ich, der ich im Stande bin, dies zu wissen, sage euch, dass ihr bald Wichtiges hören sollt, wenn ihr nur Geduld habt.“

— Das Wahre bei der Sache ist, setzte Einer von den Gästen hinzu, dass der Rath, den Messopotamitis dem Kaiser gab, sich selbst nach dem Lager zu begeben, kein guter Rath war.

— Wie kannst du darüber urtheilen? sagte Meister Manuel, indem er aufstand und sich dem Sprechenden näherte. Weisst du denn nicht, dass ohne Messopotamitis unsere Zustände bei der Gleichgiltigkeit und Unvorsichtigkeit des Kaisers ganz anders sein würden?

— Sobald wir auf Messopotamitis kommen, wird Meister Manuel ein anderer Mann, bemerkte der kleine Barbier ironisch. Rührt ihm ja nicht seinen Messopotamitis an, der eines Tages auf seine Weinstube kam und mit ihm ein Glas leerte.

— Ja, erwiderte lebhaft der alte Manuel; ja meine Freunde; ich läugne es nicht; ich liebe und achte Messopotamitis; es ist der einzige fähige Mann im ganzen Ge-

folge des Fürsten; er ist des Thrones einzige Stütze. Ihr kennt noch nicht seine Geschichte, um also euch über ihn auszudrücken. Gleich nach der Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers war das Reich in die Hände von Abenteuern, Geldwucherern und andern Strassengesindel gerathen, die nur ihre eigenen Taschen zu füllen verstanden. Ihr könnt euch noch der Zeit erinnern, da Scythen und Syrer und andere Barbaren die ersten Stellen und Würden eingenommen hatten. Wer war daran Schuld? Der Kaiser; er allein; denn er vertraute jenen Leuten die Staatsgelder an und unterstützte sie. Ein solcher Zustand hätte uns aber bald in den Abgrund gestürzt, wenn die Kaiserin die Grösse der Gefahr erkennend, den Beistand Messopotamitis' nicht angerufen hätte. Messopotamitis reinigte nun das Land von jenen Blutegeln und verstand, die Geschäfte mit seiner Meisterhand zu leiten. Ich wiederhol' es euch: hätten wir nicht Messopotamitis, wir wären schon längst zu Grunde gegangen. Dies sagt euch Meister Manuel.

— Niemand, glaub' ich, sagte der geschwätzigte Barbier, der ob den langen Schweigen, zu dem er verurtheilt war, ganz aufgereggt erschien und auf den Einfluss eifersüchtig war, den der alte Weinwirth auf den Geist seiner Gäste und der Bewohner des Stadttheils ausübte, Niemand wird, glaub' ich, dem Messopotamitis seine grossen Talente absprechen, der wahrlich bei mancher Gelegenheit schon dem Kaiser und dem Lande gute Dienste erwies; aber anderseits wissen wir zur Genüge, dass man den Bogen nicht zu sehr spannen darf; denn er kann leicht brechen; und Messopotamitis handelt meiner Meinung nach nicht gut, dass er die nächsten Verwandten des Kaisers vom Throne zu entfernen sucht. Wisst ihr, dass er auf Johann Kamateros, dem Bruder der Kaiserin, scheinbar sieht und dass Andronik Kontostephanos, des Kaisers Schwieger-

sohn, seiner Schwiegermutter bedeutete, sie müsse die giftige Schlange, Messopotamitis, vom Hofe entfernen, sonst würde er schon Mittel finden, ihn unschädlich zu machen? Wisst ihr auch, dass der Grossadmiral Michael Stryphnos nicht mehr den Befehlen Messopotamitis gehorchen will?

— Und wer ist's? erwiderte der alte Wirth heftig, der deinen Grossadmiral aus dem Miste hervorgezogen? Wer anders als Messopotamitis?

— Dies ist aber kein Grund, antwortete der Barbier, um in dessen Pflichten einzugreifen. Der Flottenführer hat nur dem Kaiser Rechenschaft seiner Handlungen abzulegen.

— Lass das sein, sagte Meister Manuel; alle Welt kennt Michael Stryphnos, den geldsüchtigen Stryphnos, der auf Messopotamitis erpicht ist, weil er ihn nicht genug rauben lässt. Was aber die andern betrifft, den Kontortaphanos und den Kamateros, die würden besser thun, ruhig zu bleiben; denn mit Messopotamitis können sie sich gewiss nicht messen, und Messopotamitis hat zwar ein gutes Herz, aber er kann auch am Ende die Geduld verlieren, und dann glaubt mir, weiss ich selbst nicht, wo sich die Zwei verkriechen werden. Ihr wisst ja, wie mein Mann mit allen seinen Gegnern verfahren, die auf die Stimme der Vernunft nicht hören wollten. Er hat sie ganz einfach hinüber nach Asien geschickt, um dort nachzudenken, wie gefährlich es sei, mit dem Feuer zu spielen.

Nach diesen Worten warf Meister Manuel Blicke umher, die von Selbstgentigsamkeit erglänzten und die Anwesenden herauszufordern schienen; aber da seine Zuhörer stets willig seiner Meinung folgten, so schwiegen Alle, und auch der geschwätzige Barbier, der sich nur ein ungläubisches Lächeln erlaubte.

Plötzlich trat in die Weinstube ein Mann ein, der mit unruhigen Blicken um sich sah.

— Ist Meister Manuel nicht hier? fragte der Mann.

— Da bin ich, Theodor, was willst du? erwiderte der Wirth. — Dieser Theodor war einer jener Männer, deren einzige Beschäftigung war, die verschiedenen Neuigkeiten des Tages von einem Punkte der Stadt nach dem andern zu bringen. Diese Männer vertraten damals in Konstantinopel und andern volkreichen Städten die Stelle unserer Zeitungsblätter; sie besuchten die öffentlichen Plätze, die Strassen, die Weinhäuser, sammelten die Nachrichten und verbreiteten sie. In Konstantinopel war ihre Zahl gross. Von den Neugierigen waren sie gern gesehen und in Ehren gehalten; auch übten diese Neuigkeitskrämer auf die untersten Klassen einen grossen Einfluss aus, die ihnen immer Glauben schenkten. Diese Macht der lebenden Zeitungsblätter hatte schon der geistreiche Kaiser Andronik Comnenus bemerkt und gehörig ausgebeutet; desshalb hielt er in seinen Diensten vier oder fünf solcher Männer, die den Auftrag hatten, Nachrichten, entweder wahr oder falsch, die aber immer dem sie ernährenden Herrn günstig waren, auszustreuen; durch sie hatte jener schlaue Fürst den Mord der Kaiserin Maria vorbereitet; durch sie hatte er das blutige Ende seines unbärtigen Mitkaisers erzielt und seinen Thron befestigt, den er später in einer so jammervollen Weise verlieren sollte.

— Was willst du? hatte Meister Manuel gefragt, indem aller Gäste Blicke sich auf den Angekommenen richteten.

— Ich bringe Nachrichten, antwortete dieser, wichtige Nachrichten, die gerade aus der Quelle kommen, und weil ich mich unterwegs nicht ein einzig Mal aufhielt, so habt ihr die Nachricht frisch und ungetrübt.

— So erzähle denn, rief der ungeduldige Barbier aus.

— Lasst mich doch zuvor Athem schöpfen, sagte Theodor, und meinen Gaumen ein wenig erfrischen.

Der Wirth schlug in die Hände und es wurde Wein gebracht. Theodor leerte eins nach dem andern zwei volle Weingläser aus, und nachdem er mit der Zunge jenen klappernden Ton hören liess, den die Weinkenner gewöhnlich ausstossen, sagte er:

— Meine Neuigkeiten sind von der höchsten Wichtigkeit. Hört nur.

Und alle Gäste drängten sich um den Mann.

— Kamitzis der Empörer ist vollständig geschlagen worden, — Verwundet flüchtete er sich nach dem kleinen Wald bei Damocrania, wo er von wilden Thieren aufgefressen wurde. Der Kaiser kehrt in Triumph nach der Hauptstadt zurück.

— Was sagst du? rief mit dem grössten Erstaunen Meister Manuel aus.

— Nur Wahres meine Freunde, erwiderte Theodor. Morgen schon ist der Kaiser hier, und ein glänzender Empfang wird ihm vorbereitet. Die Kaiserin selbst wird mit ihrem Gefolge dem lorbeerbekränzten Gemal entgegen reiten; darauf wird in der Sophienkirche ein grossartiger Dankgottesdienst abgehalten werden.

— Merkwürdig fährwahr! sagte der Wirth nach einer kurzen Pause. So bald hätte ich das Ende des Feldzugs nicht erwartet. Diesen schönen Erfolg haben wir nur dem tüchtigen Messopotamitis zu verdanken.

— Nun hört aber auch eine andere Nachricht, setzte Theodor leiser hinzu; eine Nachricht, die euch ganz unerwartet kommen wird. Ihr wisst, dass der junge Alexius, des blinden Isaak's Sohn, dem Kaiser nach Thracien gefolgt war. Dieser Alexius ist nun aus dem Lager plötzlich verschwunden und Niemand weiss, was aus ihm geworden ist. Der Kaiser liess überall nachsuchen, alle Zelte durchstöbern — keine Spur! Man vermuthet blos, der junge Prinz sei am Bord eines italienischen Schiffes,

das vor einigen Tagen im Hellespont gesehen wurde, abgezogen. Man befürchtete anfangs einen Aufstandsversuch — aber auch dies scheint nicht seinen Platz zu haben. Dass er nicht in der letzten mörderischen Schlacht gefallen, bestätigt sich, da er nach der Schlacht in seinem Zelte gesehen wurde. Dies Verschwinden hat etwas Geheimnisvolles!

— Ganz und gar nicht! erwiderte Meister Manuel mit einem stolzen Lächeln. Ich will euch die Sache erklären. Der Kaiser war stets auf diesen seinen Neffen argwöhnisch; er fühlt an ihm seinen Thronfolger. Er liess ihn folglich den Feldzug mitmachen in der Hoffnung, der junge Mann werde in einer Schlacht den Tod finden; da aber dies nicht stattfand, so liess er ihn heimlich aus dem Wege räumen, und um das Verbrechen zu verbergen, verbreitet er das Gerücht seiner Flucht. — O meine Freunde, von einem Fürsten, wie Alexius, könnt ihr Alles erwarten! Wenn aber wirklich vorgefallen was ich vermuthe, so glaubt mir, Alexius wird es mit seiner Kaiserkrone nicht weit bringen.

— Meister Manuel, sagte der Barbier; du gibst allen Vorfällen stets die unwahrscheinlichste Erklärung. Ihr wisst, wie schlecht immer der junge Alexius bei Hof angesehen wurde; hat er nicht also eine günstige Gelegenheit ergreifen können um zu entfliehen?

— Hört auch meine Meinung, sagte Theodor. Ich würde der Erklärung unsres Wirthes beistimmen, wenn der Mann, von dem ich die Nachricht vernommen, und der geraden Weg's aus dem Lager kam, mich nicht versichert hätte, dass die Angst des Kaisers gross gewesen, als er die Flucht seines Neffen erfuhr, dass er wie ein Rasender sich geberdete. Die Zelte alle untersuchte er und die strengsten Befehle gab er, den Flihenden lebend oder todt zurück zu führen.

— Könnte sich ein Mensch in einem solchen Grade verstellen? bemerkte ein Mann.

— O, mein Freund, sagte Meister Manuel lächelnd, die Verstellung lässt sich so gut spielen, dass sie Niemand erkennen kann. Glaubt ihr, es sei leicht Heuchler zu unterscheiden, besonders wenn diese Heuchler Fürsten sind?

Nach diesem Axiom des weisen Wirthes schwiegen Alle und dachten über die wichtige Meldung Theodor's nach, allmählig fühlten sie aber auch das Bedürfniss, die Nachricht ihren Freunden und Bekannten mitzutheilen und die Weinstube stand bald leer. Es blieb nur der Wirth mit Theodor zurück.

— Was denkst du eigentlich von allen diesen Vorfällen, Meister Manuel? fragte Theodor, nachdem er noch ein Gläschen Wein geleert hatte.

— Es ist was Grosses im Anzug, erwiderte dieser. Willst du meine Meinung vernehmen, Freund? Ich glaube der Sieg über Kamitzis ist nicht der Grund der eiligen Rückkehr des Kaisers. Mit Kamitzis ist er doch noch nicht von allen Feinden befreit.

— Du magst Recht haben, Meister Manuel, bemerkte Theodor. Was ich dazu sagen kann ist, dass es auf Erden kein grösseres Verbrechen geben kann, als den eigenen Bruder zu blenden. Gott kann niemals den Menschen segnen, der eines solchen Verbrechens sich schuldig macht. Er hätte ihn lieber sogleich tödten können; er wäre ein zweiter Kain auf Erden; aber ihm das Licht der Augen rauben, ihm zu einer langen fürchterlichen Nacht verdammen und ihn so leben lassen — o, dies überschreitet alle Grenzen der Grausamkeit und der verbrecherischen Lust!

— Hätten wir so etwas gethan, wir würden schon längst auf einem Baume den Raubvögeln oder in der Tiefe des Bosphorus den Fischen zur Speise gedient

haben. Aber die Fürsten und Mächtigen der Erde halten in den Händen, die vom Blute des Bruders triefen, ein Kaiserscepter und haben die Anmassung uns zu regieren.

Indessen war es Nacht geworden und Theodor nahm von dem Wirthe Abschied.

Meister Manuel lies die Läden des einzigen Fensters seiner Weinstube nieder, schloss die Thür zu und begab sich nach seiner kleinen Schlafkammer, die nach dem Hofe zu lag und versank bald in einen tiefen Schlaf.

Meister Manuel schläft und träumt; er träumt vielleicht, dass er Kaiser ist, auf gold'nen Throne sitzt und auf seinem kahlen Haupte die strahlende Kaiserkrone trägt.

Es ist etwas Eigenthümliches, dass kleine und arme Leute meist von hohen Ehrenwürden und Reichthümern träumen, während mächtige Fürsten und Eroberer oft nur Träume des grössten Elends sehen. Will dadurch die Natur den Armen und Verlassenen im Schlafe wenigstens für ihr Unglück entschädigen? Oder will sie den mächtigen Sterblichen an die Eitelkeit aller irdischen Dinge erinnern?

---

## 7. Kapitel.

### Die Verläumdung.

Es war der Tag der Rückkehr des Kaisers nach Konstantinopel. Alexius, sagten wir schon oben, war kein kriegsliebender Fürst; der Waffelärm, die Feldlager und die kriegerischen Rüstungen waren ihm stets zuwider gewesen. Jetzt aber nachdem er den kleinen Erfolg gegen Kamitzis, den er besiegt hatte, errungen, jetzt kehrte er nach der Hauptstadt mit dem festen Glauben zurück, dass er zu einem grossen Feldherrn geboren sei, und dass die Lorbeeren, die seine Schläfe schmückten, ganz würdig diese Stelle einnehmen. Alexius gehörte zu jenen einfältigen Menschen, die über geringfügige Dinge gross prahlen und die alle Begebenheiten nur ihren Fähigkeiten und ihren Talenten zuschreiben.

Während seines ganzen Aufenthaltes im Lager hatte er an seinem Fussübel gelitten, und lag tagelang auf seinem Bette hingestreckt, den Befehl der Truppen den ihm untergebenen Feldherrn überlassend. Aber die Lorbeeren des Sieges hatten heilenden Balsam auf seine wunden Füsse gegossen, seine Gesundheit schien jetzt blühend und freudestrahlend war sein Antlitz. Wohl hatte die Flucht seines Neffen die Siegeswonne ein wenig getrübt, aber auch dieser Vorfall war vergangen, ohne auf den Geist des Fürsten Spuren zurückzulassen, und Alexius, der zu dem Schlusse

gelangt war, dass sein Neffe entweder im Walde, ein wildes Thier jagend, den Tod gefunden, oder von den aufgeregten Wogen des Hellespont verschlungen worden, war nun von aller Unruhe befreit, und empfing mit der grössten Seelenruhe und mit stolzer Selbstgenügsamkeit die Ehrenbezeugungen, die ihm von Seiten seiner Anhänger zu Theil wurden. Als er vom Pferde steigend vor dem grossen Palastthore die Glückwünsche seiner Höflinge entgegennahm, lächelte er selbstzufrieden, als kehre er als der Eroberer von ganz Asien zurück; als er im stattlichen Thronsaale die Grösse seiner Gemalin empfing, küsste er sie auf die Stirn mit einer so stolzen Herablassung, als sage er zu ihr: Sieh, was für ein Mann dein Gemal und Kaiser ist! Während er früher nur bei seltenen Gelegenheiten sein kostbares Schwert trug, trennte er sich nicht mehr von dieser Waffe, lehnte sich mit stolzer Würde darauf, und warf oft seine Blicke auf die in seinem Gürtel glänzenden Dolchgriffe. Sein ganzes Auftreten hatte einen kriegerischen Anstrich genommen, und selbst sein Auge, das hinter den dichten Augenbraunen strahlte, hatte etwas Anmassendes und Herausforderndes. So sucht stets die Geistlosigkeit durch äusserliche Schaustellungen sich einen Werth zu geben; so machen sich stets einfältige Menschen breit, während der wahre Werth, um durchzuglänzen, solcher kindischen Beweise nicht bedarf.

Der Kaiser befand sich nun in seinem prachtvollen Palaste, unbesorgt um die Zukunft, und nur auf die Gegenwart stolz. Der Unglückliche ahnte nicht, welch' wilder Sturm sich drohend nahte und wie theuer er seinen lächerlichen Triumph bezahlen sollte!

In einem geräumigen Saal im östlichen Flügel des Kaiserpalastes, wo die Gemächer des Herrschers waren, sass Alexius auf seinem Schwert gestützt, und vor ihm standen zwei seiner treuesten Anhänger und nächsten

Verwandten. Der Eine war Andronik Kontostephanos, der Gemal der zweitgeborenen Tochter des Kaisers, der Andere war Johann Kamateros, der Bruder der Kaiserin Euphrosyne.

Kontostephanos war jung; sein Antlitz hatte jenen blöden und nichtssagenden Ausdruck, den gewöhnlich das Antlitz der Männer hat, die auf ihre regelmässige Gesichtszüge viel Werth geben. Kamateros war älter an Jahren; in seinem Auge glänzte der Funke des Ehrgeizes, der nicht befriedigt dem ganzen Gesichte den Ausdruck eines gierigen Raubvogels verlieh.

Diese zwei Männer, durch die Bande der Verwandtschaft verbunden, waren durch ihre Schicksale vereint. Kamateros aber war der Leiter des blödsinnigen Kontostephanos, der nur ein williges Werkzeug in seinen Händen war. Kamateros hatte mit dem jungen Manne das Bündniss geschlossen aus dem einfachen Grunde, weil er auf den Einfluss rechnete, der sein Gefährte als Schwiegersohn auf den Geist der mächtigen Kaiserin ausüben konnte; Kamateros war zwar ihr Bruder, aber längst schon waren die brüderlichen Beziehungen erschlafft, da Euphrosyne die ehrgeizigen Aussichten ihres Bruders bemerkend, ihnen durch den geistvollen Messopotamitis eine Schranke gesetzt hatte. Anfangs war die ganze Wuth Kamateros' und seines Gesellen gegen den mächtigen Rathgeber gerichtet; da aber Kamateros bald einsah, er könne gegen Messopotamitis Nichts ausrichten, wandte er seine Pfeile gegen die eigene Schwester und versuchte mit der Hilfe Kontostephanos' die Quelle zu vernichten, aus der Messopotamitis seine Macht schöpfte, d. i. seine eigene Schwester, die Kaiserin, zu verderben. Euphrosyne, die über die kleinlichen Ränke erhaben war, lächelte ob dieser Versuche, und stark in ihrer Würde, stark durch den Beistand, den sie an Messopotamitis fand, stark besonders durch

den Einfluss, den sie auf den geistlosen Kaiser ausübte, liess sich nicht einschüchtern, indem sie dies Trachten wie das Gebell kriechender Hunde verachtete. Aber die Hunde wetzten im Stillen eine furchtbare Waffe gegen sie, die Waffe der Verläumdung.

— Also, Kamateros, sagte der Kaiser, das Gespräch mit seinen zwei Verwandten fortsetzend; mein Admiral Stryphnos kann sich nicht länger mit Messopotamitis vertragen? — Merkwürdig! sobald ich meiner Hauptstadt den Rücken gekehrt, haben die Zänkereien und Gegenbeschuldigungen begonnen.

— An allem diesen, antwortete Kamateros, trägt der Grossadmiral nicht die geringste Schuld, Fürst. Nach deiner Abreise wurde das Betragen Messopotamitis' so frech, dass es nicht blos die Geduld Stryphnos, sondern des geduldigsten Mannes erschöpft haben würde.

— Denke nur, mein Herr und Vater, setzte Kontostephanos hinzu, dieser verwegene Mensch hat mir selbst gedroht und mir ganz offen in's Gesicht gesagt, dass viele seiner Gegner ihren Widerstand in den entlegensten Provinzen Asiens blüssen.

— Und doch, bemerkte Alexius, war Messopotamitis nicht so als er in unsere Dienste trat.

— Es ist nicht klug, Fürst, sagte Kamateros, einen Menschen zu verwenden, der unter einem andern Herrn gedient. Messopotamitis ist ein Geschöpf des unwürdigen Isaak, den ein neidisches Geschick dir zum Bruder gab. Wie kann dieser Mensch, der dem Isaak ergeben war, treu und aufrichtig nun dir dienen? Noch dazu ein Mensch, der einen so hoffährtigen Charakter hat? — Aber daran, mein Fürst, ist Messopotamitis nicht Schuld. Schuldig sind Diejenigen, die durch alle Mittel seine Hoffahrt und Frechheit unterstützen; fände er bei der Kaiserin kein Gehör, er würde gewiss nicht so auftreten können.

— Ich schäme mich wirklich, setzte Kontostephanos als ein Echo hinzu, eine solche Frau als Schwiegermutter zu haben.

— Andronik, sagte der Kaiser; schon seit längerer Zeit lebst du mit der Kaiserin nicht auf dem besten Fuss.

— Ist es auch anders möglich? erwiderte Kontostephanos, der unter dem ermuthigenden Blick Kamateros sich mehr und mehr ereiferte. Kann man die Frechheit einer Frau, sei sie selbst die Kaiserin, erdulden, deren Betragen kein ehrenwerthes ist?

— Du vergisst dich, Andronik! unterbrach ihn der Kaiser streng.

— Wenn du erst erfahren wirst, Fürst, was hier vorgeht, sagte Kamateros, indem er jedes Wort betonte und seiner Stimme einen eigenthümlichen Ausdruck aufprägte; so wirst du gewiss nicht mehr sagen, dass Kontostephanos sich vergesse.

— Ich kann deiner Worte Sinn nicht fassen, Johann, sagte Alexius. Erkläre dich deutlicher. Ich will Alles wissen.

— Du musst Alles wissen, antwortete Kamateros. Einem Fürsten muss Nichts geheim bleiben, was in seinem Palaste vorgeht; ein Gemal darf nicht im Dunkeln bleiben über die schamlose Komödie, die hinter seinem Rücken gespielt wird! — Ich nannte die Komödie schamlos; denn wahrlich Schamloses wird hier getrieben.

— Kamateros! rief der Kaiser aus; gib Acht! Deine Worte sind eine Anklage.

— Das sind sie auch, mein Fürst, erwiderte Kamateros fest, indem er vor dem Kaiser auf die Knie sank. — Du kennst seit Jahren schon sowohl meine Gesinnungen als auch die Gesinnungen deines Schwiegersohnes Kontostephanos; auch hast du tägliche Beweise davon, und ich

kann es offen bekennen: im ganzen Lande sind wir zwei deine treuesten Anhänger und gehorsamsten Unterthanen.

— An deinen Gesinnungen habe ich niemals gezweifelt, Johann, sagte der Kaiser, und Andronik steht gleich einem geliebten Sohne meinem Herzen nah.

— Diese Gesinnungen werden auch fürder dieselben bleiben, mein Fürst, setzte Kamateros hinzu. In der Ergebenheit zu deinem Thron, in der Treue zu dir, sind wir vereint; für deinen Thron werden wir stets die Ersten sein, unser Leben einzusetzen. Desshalb können und müssen wir nicht schweigen, wenn wir sehen, dass diesem Throne Gefahr droht, und müssen diese Gefahr abzuwenden trachten. Sobald wir nun des Uebels Ursache erkannt, können wir leicht auch die Mittel zur Rettung finden. — Mein Fürst, wir haben den geheimnissvollen Faden entdeckt, der so eng Messopotamitis zu der Kaiserin fesselt; wir sind diesem Geheimniss auf die Spur gekommen, und indem wir dir heute dies Geheimniss enthüllen, erfüllen wir nicht nur unsere Pflicht als Verwandte, sondern halten auch den Eid, den wir dir als treue Unterthanen geschworen. Die Kaiserin erhält statt des Schutzes, den sie Messopotamitis gewährt, seinen Beistand zu ihrem unzüchtigen Lebenswandel!

— Was sagst du, Johann? schrie Alexius auf, indem er aufstand und mit dem Schwerte auf den Boden schlug.

— Ich sage dir die Wahrheit, antwortete Kamateros kalt. Du musst über das Betragen deiner Gemalin nicht mehr im Dunkeln bleiben; denn ihr Betragen entehrt dich nicht nur als Gatten, sondern bedroht dich auch als Herrn und Gebieter. Der Lebenswandel Euphrosynen's, ist zum allgemeinen Scandal geworden. Mit deines Herzens ganzer Güte hast du, Fürst, einen jungen Mann aufgenommen und unterstützt, den du wie einen Sohn liebst und den du zu den höchsten Würden im Lande vorbereitest.

— Du sprichst von Vatatzis, unterbrach ihn Alexius.

— Ja, mein Fürst, von Vatatzis. Auf diesen jungen Mann hat die Kaiserin in verbrecherischer Wollust ihre Blicke geworfen; — mit ihm hat sie während deiner Abwesenheit ihre Nächte durchwacht; — diesen jungen Mann bereitet sie für den Thron vor! — Sieh mich nicht mit solchen Augen an, Fürst! Sie will auf dem Haupte ihres Buhlen die Kaiserkrone glänzen sehen, und hat sich dafür des Beistands Messopotamitis, der ihr seine Würde verdankt, gesichert.

— Oh, was sagtest du, Johann? rief der Kaiser aus. Die Kaiserin? Euphrosyne?

— Kannst du noch länger eine solche Schmach erdulden, Fürst? setzte Kamateros hinzu, der mit innerer Freude die Aufregung des Kaisers sah. Kannst du gleichgiltig bleiben im Angesicht einer solchen Entehrung und der Gefahr in der dein Thron schwebt.

— Hatte ich nicht Recht, sagte Kontostephanos, als ich vor einigen Augenblicken dir erklärte, dass ich mich schäme, eine solche Frau meine Schwiegermutter zu nennen?

— Ja Andronik, du hattest vollkommen Recht! antwortete nach einer kurzen Pause Alexius wie ein Mann, der einen harten Schlag auf den Kopf erhalten und allmählig wieder zu sich kommt, Du hattest Recht! Eine solche Frau ist nicht nur unwürdig deine Schwiegermutter zu heissen, sondern kann auch nicht länger meine Gemalin, kann nicht länger Kaiserin sein! — Die Strafe muss unmittelbar folgen; für Weiber, die ihr Ehebett schänden, ist die Tiefe des Bosphorus das Grab!

— Oh, eile nicht, mein Fürst, sagte beschwichtigend Kamateros, in dessen Interesse nicht blos die Bestrafung Euphrosynen's lag, und der mit einem und demselben Schläge seine zwei Gegner niederschmettern wollte. Die Schuld muss bewiesen werden.

— Was sagst du? schrie der Kaiser ausser sich. Bedarf ich noch der Beweise?

— Höre mich, Fürst, wiederholte Kamateros; eile nicht! Die untreue Gemalin muss bestraft werden; dies gebe ich zu. Aber es liegt in deinem Interesse, dass die Schuld auch allgemein erwiesen werde, auf dass du sie in deinem Rechte bestrafest und ihre Helfershelfer vernichten könntest. Die Welt, du weisst es, Fürst, ist stets zu Mitleid gegen die Verfolgten gestimmt, so lange noch Jemand ihre Schuld in Zweifel stellen kann; den allgemein aber als schuldig Erwiesenen beklagt Niemand.

— Was soll ich also thun? fragte Alexius, im Gemache in der höchsten Aufregung auf- und abgehend.

Ich will dir sagen was du thun sollst, antwortete Kamateros, dessen Blick wild wie das Auge eines Tigers leuchtete; sogleich musst du einen sichern Mann absenden um Vatatzis, der sich erfrecht, das Lager seines Herrn und Kaisers zu entehren, zu tödten; sein Verbrechen verdient den Tod. So bald dir aber sein Tod gemeldet wird, beobachtest du den Eindruck, den die Nachricht auf die schuldige Gemalin machen wird. Den ersten Ausbruch ihres Schmerzes benutzend, rufst du die Richter zusammen und da ihre Schuld erwiesen sein wird, lässt du über sie nach dem Gesetze die Strafe verhängen. Um Messopotamitis hast du dann dich nicht weiter zu bekümmern; sobald der Baum fällt, muss auch die Frucht fallen.

— Ruft mir sogleich Bastralitis, befahl Alexius ohne auf die Worte seines Schwagers zu antworten.

Wild strahlten die Augen Kamateros; er wusste wohl was der kaiserliche Befehl bedeutete.

Kurz darauf trat Bastralitis ein. Es war dies einer jener Männer, denen die byzantinischen Kaiser die Vollstreckung ihrer heimlichen Befehle anvertrauten. Bastralitis hatte eine wahre Henkersmiene.

— Bastralitis! sagte Alexius, du kennst den jungen Vatatzis, der an meinem Tische isst und in meinem Nebenzimmer schläft!

— Den jungen, unbärtigen Vatatzis, Fürst? Ja ich kenne ihn.

— Seinen Kopf musst du mir in einer Stunde hierher bringen.

— Meines Herrn und Kaisers Befehl wird ausgeführt werden, erwiderte Bastralitis und verliess das Gemach.

— Johann, Andronik, sagte Alexius zu den zwei Verwandten; sobald Bastralitis meinen Auftrag ausgeführt haben wird, kommt ihr zu mir auf die Gemächer der Kaiserin.

Kamateros und Kontostephanos verbeugten sich tief, und Alexius verliess den Saal, sein schweres Schwert nach sich schleppend. —

Die Kaiserin Euphrosyne bewohnte den westlichen Flügel des grossen Kaiserpalastes, wo sich eine Reihe von prachtvoll ausgestatteten Zimmern befand. Diese Zimmer, die eine reizende Aussicht auf den Bosphorus hatten, wurden gewöhnlich den Gemalinnen und Töchtern der Kaiser überlassen, die, da sie nur wenig ausgingen, ihre Tage in diesem schönen Aufenthalt verbrachten, wo sich vor ihren Blicken die grünen Hügel und das blaue Meer erstreckten.

Euphrosyne hatte diese Sitte beibehalten und den ihr bestimmten Palastflügel bezogen. Dort, von ihren Dienerinnen umgeben, verlebte sie nicht ihre Tage in einem schläfrigen Nichtsthun und in der Bewunderung der schönen Natur, sondern beschäftigte sich mit Arbeiten, die würdig einer Frau und Herrscherin waren: sie arbeitete für die Armen. Ihre geräumigen Säle waren einer Werkstätte ähnlich, wo die verschiedenen Kleidungsstücke gefertigt wurden, die für die Armen, denen die Kaiserin eine Vorsehung war, bestimmt waren. Besonders beim Herannahen des Winters war man in den Gemächern der Fürstin thätig; denn

Euphrosyne dachte an die Bedürftigen, die nicht die Mittel hatten die nöthigen Kleidungsstücke sich zu verschaffen, um während der kalten Jahreszeit ihre nackten Glieder zu bedecken.

Als ihr der Besuch des Kaisers gemeldet wurde, legte Euphrosyne ihre Arbeit bei Seite und begab sich nach dem prachtvollen Thronsaal, wo sie gewöhnlich die Besuche zu empfangen pflegte.

— Welche ist die freudige Veranlassung, die mir heute den Besuch meines verehrten Herrn und Gemals gewährt? sagte sie eintretend zu dem in der Mitte des Gemaches stehenden Kaiser.

— Euphrosyne, antwortete dieser; lange war ich von dir entfernt, und ganz meinen kriegerischen Unternehmungen zugethan habe ich vielleicht zu sehr meine Gemalin und Kaiserin vernachlässigt. Heute komme ich, um meinen unwillkürlichen Mangel wieder gut zu machen; heute kann ich als Sieger und nach gethaner Arbeit die Ruhe meines Hauses genießen.

— Es thut einer Frau wohl, sagte Euphrosyne, ihren Mann sagen zu hören, dass ihm die Ruhe seines ehelichen Daches erwünscht sei, Alexius.

— Wenn nur alle Frauen also dächten; bemerkte Alexius, indem er einen forschenden Blick auf seine Gemalin warf.

— Nicht können Alle die gleiche Meinung auf der Welt haben; erwiderte Euphrosyne, die den Sinn der Worte ihres Gemals nicht fassen konnte. Tröstend ist es aber, dass in unserm Land die Mehrzahl der Frauen also denkt.

— Glaubst du dies, Euphrosyne? — Während dein Gemal im Feldlager war, wie verbrachtest du deine Tage?

— Du weisst, mein Fürst, dass stets meine Armen mir viel Arbeit geben. Mit Freuden kann ich dir sagen, dass wir diesmal viel für sie gearbeitet haben, und dass

mir vor der herannahenden rauhen Winterszeit nicht bange ist.

— Ich beneide deine Armen, sagte Alexius zerstreut, indem er einen Blick auf die Thür warf.

— Zum Glück ist Messopotamitis ein äusserst thätiger Mann, sagte Euphrosyne; so dass ich die schwere Last der Staatsgeschäfte gar nicht fühlte; sein Eifer hat mir viel Mühe erspart.

— Messopotamitis war deine alte Zuneigung, das ist bekannt, erwiderte Alexius lächelnd. Ich kann aber nicht begreifen, wie eine Frau zu einem Mann, wie Messopotamitis ist, sich hingezogen fühlen kann. Er ist ja im höchsten Grade hässlich; er hat das Gesicht eines Affen und nicht eines Menschen.

— Es ist nicht das Gesicht allein, das anzieht, Alexius. Der Geist hat eine grössere Anziehungskraft, und wirkt viel mächtiger als die Regelmässigkeit der Gesichtszüge oder der schöne Schnitt der Augen.

— Du bist also gefühllos gegen die Schönheit geworden? Du warst nicht immer so, Euphrosyne. Seit wann ist dieser Wechsel in dir vorgekommen?

— Die Jahre vergehen, mein Fürst, erwiderte Euphrosyne mit einem melancholischen Lächeln, und mit den Jahren kommt die Erfahrung, die grosse Lehrerin, die den menschlichen Gedanken eine andere Richtung giebt.

— Es wundert mich, Euphrosyne, dich sprechen zu hören als wärest du schon eine alte todtkranke Frau? Siehst du jemals dein Gesicht in einen Spiegel? Bemerkst du eine Runzel darauf oder ein weisses Haar auf deinem Kopfe?

— So wünschte ich mich lange noch zu erhalten, antwortete Euphrosyne leicht erröthend, um meinem Herrn und Gemal stets angenehm zu sein.

— Giftige Schlange! murmelte Alexius zwischen den

Zähnen; und wieder richtete sich sein Blick nach der Thür, indem die Hand krampfhaft den Griff des Schwertes erfasste.

In jenem Augenblicke trat Johann Kamateros von Andronik Kontostephanos gefolgt in den Saal der Kaiserin ein.

Euphrosyne hatte seit längerer Zeit schon diese zwei Verwandten in ihren Gemächern nicht gesehen. Sie erstaunte bei ihrem plötzlichen Erscheinen, und war eben im Begriff um die Ursache zu fragen, als Kamateros ohne auch einen Blick auf die Schwester zu werfen, zu Alexius sagte:

— Mein Fürst, dein Auftrag ist glücklich ausgerichtet worden. Bastralitis wartet.

Und Bastralitis erschien, in der Hand das bluttriefende Haupt Vatatzis' haltend. Es war ein grässlicher Anblick.

Rasch wandten sich die Augen des Kaisers und seiner zwei Verwandten auf Euphrosyne, deren Antlitz das grösste Erstaunen ausdrückte. Man sah wohl, dass der schaudervolle Anblick einen tiefen Eindruck auf sie machte; es war aber nicht der Eindruck den die Beobachtenden erwartet hatten.

— Kennst du diesen Kopf, fragte der Kaiser Euphrosynen, indem er auf das abgehauene Haupt zeigte, das Bastralitis an den Haaren hielt.

— Es ist Vatatzis' Kopf; erwiderte Euphrosyne.

— Und weisst du auch warum dieses Haupt vom Rumpfe getrennt wurde? fragte wieder Alexius.

— Ich kann mir nicht vorstellen, welches Verbrechen dieser junge Mann begangen, um eine so schwere Strafe zu verdienen, antwortete Euphrosyne naiv.

— Was er gethan? rief Alexius mit donnernder Stimme aus. Ich will es dir sagen. Dieser junge Mann

war dein Buhle! Er hat es gewagt mein kaiserliches Ehebett zu schänden! deshalb hat er sterben müssen!

— Mein Buhle? Vatatzi? Was sagst du, Alexius? Welch' ein Wort ist über deine Lippen gekommen? rief Euphrosyne aus indem sie einige Schritte zurückfuhr, als hätte sie ihren Fuss auf ein giftiges Insekt gesetzt. Mein Buhle? O Gott im Himmel!

In jenem Augenblicke, auf dem Höhepunkt ihrer Ent-rüstung war Euphrosyne wirklich schön.

Erhaben als Gemalin, erhaben als Fürstin war jene Frau, als sie die kurzen Worte sprach.

In jenen kurzen Worten lag der Beweis ihrer Unschuld.

Alexius warf einen Blick auf die zwei Ankläger; als suche er bei ihnen Hilfe; aber der Anblick Enphrosynen's hatte ihn gezaubert.

— Euphrosyne! stammelte er und seine Stimme bebte.

— Genug! erwiderte sie fest, indem sie mit einer stolzen Bewegung der Hand ihn abwehrte und einen Blick voll Verachtung auf den Bruder und auf den Schwiegersohn warf, verliess sie den Saal.

— Sie ist unschuldig! rief Alexius aus.

— Wir sind verloren, murmelten die blassen Lippen Kamateros.

---

## 8. Kapitel.

### In Venedig.

Das italienische Schiff, an dessen Bord der junge Kaisersohn sich geflüchtet, durchschnitt rasch unter einer günstigen Nordbrise die Fluthen des griechischen Archipels, bog glücklich um die gefährliche Spitze Maleas, und steuerte der weissen Küste von Sicilien zu.

Während der langen Fahrt hatte Alexius aus Furcht vor den kaiserlichen Galeeren sein Matrosenkleid nicht abgelegt, und der Pisaner Francesco hatte nicht aufgehört, ihm das grösste Zuvorkommen zu zeigen. Es war nicht sowohl das materielle Interesse, das den Italiener zu dem griechischen Fürstensonne hinzog, als vielmehr eine aufrichtige Zuneigung, die das edle Auftreten des jungen Griechen hervorgerufen.

Stundenlang sassen der italienische Seemann und der griechische Prinz bei dem Steuerruder in Gespräche vertieft, und bald war's Francesco, der von seinen verschiedenen Fahrten und Abenteuren erzählte, die das Seeleben zur Folge hat; bald war's der junge Alexius, der dem Fremden von seinen Wünschen und Hoffnungen sprach, von seinem Vater erzählte, der einst in Konstantinopel herrschte und von seinem eigenen Bruder geblendet wurde; er schilderte ihm den tiefen Eindruck, den jener schauder-

volle Anblick auf sein junges Herz gemacht, dass er seit jener Stunde einen bittern Hass gegen den räuberischen Oheim fühlte; er vertraute ihm seine Hoffnungen auf den Beistand seines Schwagers, des mächtigen deutschen Kaisers. Und der sonnverbrannte Matrose hörte den naiven Schilderungen zu, sah in den Blicken des jungen Mannes die Begeisterung glänzen, und drückte ihm oft tiefgerührt die Hand.

Franzesco hatte ein gutes Herz; unter dem groben Matrosenkittel schlug ein weiches Herz, das zu den Leidenden Mitleid fühlte. Als Italiener begriff auch Francesco den sehnlichen Wunsch nach Rache, der den jungen Prinzen beseelte. Wiederholt hatte ihm Francesco gesagt:

— Ach! warum bin ich nicht ein mächtiger Flottenführer! Ich würde schon dem räuberischen Kaiser Vernunft lehren. Wäre ich wenigstens einer jener reichen Barone, die den neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen vorbereiten!

— Und was würdest du thun, guter Francesco, sagte eines Tages Alexius, wärest du einer der mächtigen Kreuzritter? Was würdest du für mich thun können?

— Was, Fürst? erwiderte Francesco, dessen Auge feurig strahlte. Ich würde zuerst meine Krieger nach Konstantinopel führen, dort den frechen Thronräuber absetzen, und darauf nach Palästina ziehen. In der Verbesserung eines Unrechts würde ich Gott ein Opfer bringen, und Gott würde mir gewiss den Sieg gegen die Ungläubigen gewähren, die das Grab unsers Heilands entweihen.

Diese Worte des ungebildeten Italieners hatte einen tiefen Eindruck auf den Geist seines jungen Reisegefährten gemacht. Seit jenem Tage war Alexius nachdenklicher geworden und sass stundenlang auf dem Verdecke und betrachtete in Gedanken vertieft die an die Seiten des Schiffes aufschäumenden Wellen. Die Worte des kühnen

Seemanns ertönten fortwährend in seinen Ohren, und in seinem Geiste reifte allmählig ein Plan, der ihn schneller dem Zeile aller seiner Wünsche nähern konnte.

Ein neuer Kreuzzug wurde veranstaltet; zahlreiche Kriegerschaaren, von kampfgewöhnten Männern angeführt, sollten bald vom Westen, einem Strome gleich, nach Osten sich ergiessen; ganz Europa würde bald unter Waffen stehen? Konnte dieser mächtige Strom nicht abgeleitet werden, um zuerst dem entthronten Fürsten nützlich zu sein? Konnte nicht der deutsche Kaiser seinen ganzen Einfluss auf jene Ritter des Westens ausüben, und sie veranlassen, eine hilfreiche Hand dem unglücklichen Fürsten zu reichen, der nicht nur seines Thrones, sondern auch seines Augenlichts beraubt wurde?

Und der trübe Traum wurde nach und nach zur Wirklichkeit.

Alexius währte sich in der Mitte jener tapfern Kreuzritter; mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Jugend und seiner Wünsche sah er Tausende von Schwertern sich um ihn erheben; er sah seinen Vater gekrönt auf dem Thron. — Ach! wie schön waren jene Stunden; von so süßen Träumen erfüllt! Wie pochte sein Herz ihn in der Brust als er aus der Ferne die Küste Sicilien's unterschied! Dort würde er endlich an seine Schwester nach Deutschland schreiben können, um ihr sein Geheimniss anzuvertrauen: Die Schwierigkeiten, die Hindernisse sah nicht der Jüngling; er hatte nur sein Ziel vor Augen; an dieses Ziel dachte er bei Tag, indem er auf dem Verdecke des kleinen Schiffes sass; an dieses Ziel dachte er bei Nacht in der Stille der engen Kajüte.

Das Schiff war in Catanien angekommen; Alexius zog seine Verkleidung aus, dankte dem guten Pisaner, den er reichlich belohnte und schrieb sogleich an seine Schwester. In diesem Briefe, der mit jener Lebhaftigkeit

der Gefühle, die in seinem Charakter lag, geschrieben war, schilderte Alexius seine Flucht, erzählte ihr von dem dienstfertigen Pisaner, und setzte endlich sein Vorhaben auseinander, die versammelten Kreuzritter um Hilfe anzurufen. „Liebe Schwester, so endete das Schreiben, denk' an unsern unglücklichen Vater! Denk' an unsern Thron, der der Raub eines verbrecherischen unwürdigen Fürsten geworden! Denk' an mich, den verfolgten irrenden Bruder! Und hab' Mitleid mit uns!“

Als Antwort auf dieses Schreiben sandte ihm die hohe Frau einen Trupp von jungen deutschen Rittern, die sich unter seine Befehle stellten.

Und Alexius verliess Sicilien; Tag und Nacht wanderte er weder auf die Kälte der Nächte, noch auf die brennenden Sonnenstrahlen des Tages achtend; er wanderte nur von den Wünschen seines Herzens beseelt, wie der Wüstenwanderer, der stets der aufgehenden Sonne zuschreitet.

Und der Zug durchschritt die Städte Italiens ohne Rast und Ruh; bis er endlich nach Verona kam. Dort erfuhr Alexius die ersten Nachrichten über die Kreuzritter, dort wurden ihm die thätigen Schritte des Papstes bekannt, um den neuen Kreuzzug ins Leben zu rufen; dort hörte er von der Wahl des unerschrockenen Bonifaz, Marquis von Montferrat als Anführer der Ritterschaaren; dort erfuhr er endlich, dass auf die Einladung des Dogen von Venedig der mächtige Heerzug sich in der Lagunenstadt versammelt hatte. Nur wenige Stunden Weges trennten ihn noch von jener Stadt, wo er Beistand finden sollte; sein Herz schlug heftiger, und wieder ergriff er die Feder und schrieb an seine Schwester: „Mein Weg geht nach Venedig; dort finde ich Alle versammelt; dort werd' ich zum feurigen Redner werden; ich werde unsre Rechte vertheidigen und meine Stimme wird erhört werden.“

Zweifle nicht, geliebte Schwester; unserm Vater stehen noch glückliche Tage bevor! Ich habe auf mein Recht Vertrauen; ich habe Vertrauen auf den Schritt, den ich unternehme; ich habe Vertrauen auf das Ziel, das ich verfolge!“

In Venedig hatten sich die Anführer des Kreuzzugs eingefunden, um die nöthigen Anstalten zu treffen; sie waren auf die Einladung des alten Dogen erschienen, Heinrich Dandolo war einer der eifrigsten Vorkämpfer des christlichen Glaubens.

Venedig, die stolze und volkreiche Lagunenstadt stellte zu jener Zeit das Bild einer aussergewöhnlichen Bewegung dar. Aus allen Ländern Europa's hatten sich hier die tapfern Kreuzritter versammelt, die alle Gefahren verachtend und ihre Reichthümer einsetzend, den Kampf für die Befreiung des Grabes Christi aufgenommen hatten. Durch die Gewalt der Waffen hatten sich die barbarischen Stämme der Ungläubigen als Herren des heiligen Landes eingesetzt, und der letzte Kreuzzug hatte so verderbliche Folgen gehabt, dass selbst die eifrigsten Verfechter des Kreuzes sich entmuthigt fühlten. Diesen verderblichen Ausgang des Kreuzzuges verdankten die Ungläubigen den ungestörten Besitz des heiligen Landes; diesem verdankte auch der grausame Saphadin, der Bruder des unerschrockenen Saladin, die unbestrittene Erweiterung seines Reiches und die Freiheit, die er hatte, Egypten, die Getreidekammer Syriens, zu bedrohen.

Lange jedoch konnte ein solcher Zustand nicht dauern, zwei hochherzige Männer hatten den Dingen eine andere Wendung gegeben. Der Eine dieser zwei Männer war der Papst Innocenz III., ein hochgesinnter Prälat, und der Andere war der Doge der meerbeherrschenden venetianischen Republik, Heinrich Dandolo, der achtzigjährige Held. Diese zwei Männer hatten den neuen Kreuz-

zug ins Leben gerufen. Die eifrigen Bestrebungen des Papstes, und die feurigen Reden seines Abgesandten, des beredten Foulques, Pfarrers von Neuilly, dessen Leben ein Beispiel von Tugend und Aufopferung war, jenes würdigen Nachfolgers von Peter von Amiens und des heiligen Bernhard, hatten im Herzen sowohl der Fürsten, als ihrer Völker den Funken angefacht, der das Feuer zu dem neuen religiösen Kriege setzte. Ganz Europa erhob sich wie Ein Mann; einstimmig wurde die Bestrafung der Ungläubigen verlangt, und die edlen Kreuzritter erhoben die hehre Fahne der Christenheit und beschlossen sich in Venedig zu versammeln, um von dort durch die Flotte Venedig's unterstützt, die nöthigen Anstalten zu treffen.

Natürlich war es, dass die Lagunenstadt wie in einem fortwährenden Fest sich befand. Tausende von Gondeln durchschnitten die sich schlängelnden Kanäle, mit buntpfarbigen Fahnen geschmückt und erfüllt entweder mit Kreuzrittern, für die eine solche Fahrt den Reiz des Neuen hatte, oder mit neugierigen Venetianern, die sich eine so aussergewöhnliche Entfaltung von kriegerischen Rüstungen in der Nähe ansehen wollten. Auf der kleinen Insel des heiligen Nicolaus hatte die Stadt die Wohnungen für ihre hohen Gäste vorbereitet, während an der Meeresküste geräumige Baracken für die Tausende von Pferden und für die Nahrungsmittel aufgeführt waren. Die Venetianer alle, von den obersten Klassen angefangen bis zu den untersten Schichten des Volkes herab, waren freudig gestimmt, nicht nur weil sie ein zahlreiches verbündetes Heer bewirtheten, mit dem sie dieselben Sympathien theilten, sondern weil sie als schlaue Kaufleute den grossen Gewinn berechneten, den eine solche Versammlung von Rittern und Kriegsleuten ihrer Stadt abwerfen sollte. Die Venetianer waren vor allem ein handeltreibendes Volk, und liessen daher keine Gelegenheit, die ihnen einen materiellen

Gewinn versprach, unbenutzt. Verschmitzt lächelte der Gondolier und berechnete die Fahrten, die er zwischen der Stadt und der kleinen Insel des heil. Nicolaus bewerkstelligen konnte; der Fruchthändler berechnete die verschiedenen Früchte, die er an jene stämmigen Krieger verkaufen würde, die aus dem kalten Norden hergezogen, wo die Früchte selten und theuer waren, über die goldenen Producte des Südens herfallen würden; der Waffenhändler durchzählte seine Schwerter, seine Piken und Dolche, um sich zu vergewissern, ob sie auch dem allgemeinen Verlangen entsprächen; und endlich auch der Weinhändler, der mit Freuden seine vollen Fässer musterte, dachte lächelnd, dass alle in kurzer Zeit von den weinliebenden Deutschen geleert sein würden.

Der Doge Dandolo seinerseits und die Senatoren berechneten die Folgen, die für die mächtige Republik das Bündniss mit einer so zahlreichen Armee haben könnte, die mit ihnen denselben Zweck verfolgte.

Festlich geschmückt und freudig erregt fand auch Alexius die grosse Lagunenstadt, als er mit seinen Begleitern vor Venedig vom Pferde stieg.

Die Ankunft des griechischen Fürstensohnes konnte bei all dem Geräusche und der allgemeinen Bewegung nicht unbemerkt bleiben, und der gastfreundliche Dandolo versäumte nicht, einen ganzen Flügel des grossartigen Dogenpalastes ihm zur Verfügung zu stellen, wo Alexius eine Reihe von prachtvoll eingerichteten Zimmern einnahm, während seine deutschen Begleiter auf der Insel des heiligen Nicolaus beherbergt wurden.

Sogleich besuchte Dandolo von den hervorragendsten Mitgliedern des venetianischen Senats begleitet, den hohen Fremden und Alexius empfing mit seiner ganzen jugendlichen Anmuth und Einfachheit den achtzigjährigen Fürsten.

— Gross ist die Ehre, die unserer Stadt zu Theil wird, sagte der Doge, den Sprossen eines so edlen Fürstengeschlechts zu bewirthen, und gross ist für mich die Freude, vor mir den Sohn des ruhmvollen Kaisers Isaak zu sehen, dessen glänzende Thaten die Bewunderung der ganzen Welt erregten.

— Ehrwürdiger Doge, antwortete Alexius, erlaube mir, dass ich die Hand des Mannes an meine Lippen drücke, der stets ein Verfechter und Beschützer des Rechts gewesen; diese berühmte Hand, die sowohl das tapfere Schwert hält als auch die Zügel des mächtigen Staates, dessen Fahnen so stolz auf den Gewässern des Mittelmeeres wehn. — Morgen werde ich dem versammelten Senat und den edlen Rittern, die Venedig bewirthen, den Zweck meiner Ankunft verkündigen.

Im weiten Sitzungssaale des Dogenpalastes, in jenem historischen Saale, der schon so viele grossartige Feste gesehen hatte, waren vom frühen Morgen an die ernstesten Senatoren, die den grossen Rath der Republik bildeten, versammelt; dort war auch der greise Dandolo in seiner strahlenden Dogenkleidung; dorthin hatten sich auch, auf eine eigene Einladung die Anführer der Kreuzritter begeben. Es waren darunter die Grafen von Champagne und von Blois, die Verwandten des Königs von Frankreich; es waren die Herren von Montmorency und Villebardouin; es war der tapfere Graf von Flandern, der Graf von St. Paul, die Grafen von Spanheim und Naumberg, es war endlich auch Bonifaz, der ruhmbeKränzte Marquis von Montferrat.

Sie waren hier versammelt, um auf die Einladung des Dogen, den Bericht des griechischen Fürstensonnes zu vernehmen, dessen Abenteuer und Schicksale, schon in der ganzen Stadt bekannt, das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen. Alexius war nicht nur der Sohn des

unglücklichen Kaisers, dessen Blendung durch den eigenen Bruder so tief alle Herzen erschütterte hatte, sondern er war auch der nahe Verwandte des von Allen geachteten und verehrten deutschen Kaisers.

Die grosse Thurmuhr der Markuskirche schlug die zehnte Morgenstunde, als die Thür des grossen Saales aufging, und Alexius eintrat. Zwei Herolde der venetianischen Republik gingen ihm voran, die mit gold'nen Stäben in der Hand den Durchgang frei machten.

Alle Blicke richteten sich auf den jungen Griechen, den Venedig seit dem vorigen Tage bewirthete. Alexius war blass, blass vor Rührung, und von den Gefühlen, die in seinen Herzen wogten. Seine grossen schwarzen Augen durchliefen den Kreis der Versammelten, und seine Blicke waren so mild, dass ihm sogleich alle Herzen gewonnen waren.

Der greise Doge stand von seinem Armstuhl auf und verbeugte sich tief vor dem eintretenden Kaisersohn; Alexius beugte auch den Kopf und erwiderte mit vielen Anstand den Gruss.

Aufrecht stehend und zu Dandolo gewendet, begann Alexius mit einer Stimme, die anfangs ein wenig zitterte, nach und nach aber jene Kraft und Festigkeit erlangte, die entweder eine lange Uebung verleiht, oder das Vertrauen auf das Recht, das die Worte vertheidigen:

— Ehrwürdiger Doge, sagte Alexius, und ihr tapfern Ritter des Kreuzes, die ihr heute versammelt seid — erlaubt, dass ich euch Allen meinen herzlichen Gruss sage. — Ihr seht vor euch den Sohn eines unglücklichen Fürsten, dem ein grausamer Bruder die Krone und das Augenlicht geraubt; ihr seht vor euch einen Sohn, der nur Einen Zweck in seinem Leben verfolgt, den vielgeprüften Vater zu rächen. Mit eigener Lebensgefahr und mit der Hilfe eines hochbeherzten italienischen Seemanns, zu dem meine

Dankbarkeit ewig sein wird, ist es mir geglückt, den Klauen eines blutgierigen Oheims zu entgehen, der mir nach dem Leben trachtete, und bin hierhergekommen, um bei euch Hilfe und Gerechtigkeit zu finden. Ihr steht zu einem heiligen Zuge bereit; ihr zieht nach Osten hin, um freche Räuber zu züchtigen. O, kommt zuerst, um wieder auf den Thron einen Fürsten einzusetzen, der euer Verbündeter sein wird, und dessen Hilfe für das Ziel, das ihr euch vorgesteckt, von dem höchsten Nutzen ist. Edle Herren, mein Vaterland leidet, es leidet unter den Klauen eines Tyrannen, der nicht nur sein Volk misshandelt, sondern auch die Interessen der Fremden, die sein Land besuchen, schädigt. Gedenke, ehrwürdiger Doge, der vielfachen Erpressungen, die deine Kaufleute und Matrosen von jenen Fürsten zu ertragen haben; gedenke der Räubereien, die er sich täglich gegen die Besitzungen deiner Unterthanen erlaubt; und wisse, dass jener unwürdiger Herrscher alle Liebe und Achtung, die Venedig's Republik im ganzen Osten genießt, zu zerstören versucht. — Und ihr, edlen Ritter, setzte Alexius zu den Anführern der Kreuzritter sich wendend hinzu, tapfere Verfechter des Kreuzes, bedenkt, welch' grossen Dienst ihr Gott leistet! Nicht will ich damit von eurem Ziele euch abwenden; aber anstatt den Weg über Egypten zu nehmen, kommt zuerst nach der siebenhügeligen Stadt des heil. Konstantins, um von dort durch das Bündniss mit dem byzantinischen Kaiserstaate gestärkt und reichlich mit allen Nöthigen versehen, nach dem heiligen Lande zu ziehen.

Schweigend hatten die Anwesenden den Worten des griechischen Fürstensonnes zugehört. Viele Augen glänzten vor Rührung; mehre Augen waren mit Thränen gefüllt.

Da trat der Marquis von Montferrat vor und sprach:  
— Edle Barone und Grafen! Nach Venedig ziehend

hab' ich unterwegs den ruhmbekränzten deutschen Fürsten besucht. Jener Fürst hat auf euer Gerechtigkeitsgefühl Vertrauen, und ersucht euch durch mich, dem rechtmässigen Nachfolger des byzantinischen Thrones eure Hilfe angedeihen zu lassen. Der Kaiser empfiehlt euren edlen Herzen den Bruder seiner kaiserlichen Gemalin, den jungen Fürstensohn, der hier in unserer Mitte ist. Es ist unsere heilige Pflicht ihm beizustehen. Als Beschützer des menschlichen Rechts stehen wir im Begriff ostwärts zu ziehen, um unsern Heiland in sein Erbe einzusetzen. Es sei der Anfang dieses heiligen Unternehmens, einem Fürsten den Thron wiederzugeben, von dem ihn ein schändlicher Räuber gestürzt. Der erfolgreiche Anfang wird uns ein siegreiches Ende sichern. Denkt an die Folgen: Alle Unbill gegen die fremden Kaufleute wird gerächt werden; entschädigt werden sie sein für die geraubten Gelder und Waaren; am byzantinischen Kaiser werden wir einen treuen Verbündeten haben, der uns nach Palästina begleiten wird. Leih ihm also euren Arm zu einem Unternehmen, das sowohl für ihn als für uns ehrenvoll ist, und bedenkt, dass es rühmlicher ist, eine Krone zu verleihen, als eine Krone zu tragen!

Bonifaz hatte mit Würde und mit einem feurigen, hinreissenden Ton gesprochen; und alle Stimmen waren für ihn, als der Abt de Vaux de Sernai das Wort verlangte und also sprach:

— Wollen wir Gott oder den Menschen dienen? Stehen wir im Begriffe gegen die Griechen, die Christen sind, zu kämpfen oder schwuren wir gegen die Ungläubigen zu ziehen? Unser Eid ruft uns nach Syrien. Ein Verbrechen ist's, den Weg zu verlassen, den wir wandeln müssen!

Diese Worte des feurigen Kanzelredners machten auf die Versammlung einen tiefen Eindruck, und schon

standen einige Ritter bereit, die Worte des Abtes zu unterstützen, als Bonifaz, der nicht der Mann war sich so leicht besiegen zu lassen, einen erzürnten Blick auf den Priester warf und bis zur Mitte des Saales vortretend, ausrief:

— Und denkt ihr nicht, Unvorsichtige, dass wenn ihr geraden Wegs nach Syrien zieht, ihr Gefahr lauft, auch euer tägliches Brod nicht finden zu können? Denkt ihr nicht, dass nur der Beistand des byzantinischen Kaisers unsern Unterhalt in dem unwirthlichen feindbesetzten Syrien sichert? Man muss nur geringe Kenntnisse von jenen Ländern haben, um so unvorsichtig sich zu erklären. Meine Meinung ist die einzig richtige, die einzig sichere; stimmt ihr ihr nicht bei, so ziehe ich mich mit den Meinigen zurück. Ich habe nicht vor, meine Ehre und das Leben meiner Krieger an ein Unternehmen zu setzen, das keine Möglichkeit eines Erfolges hat. Die Ankunft des griechischen Kaisersohnes unter uns ist ein Finger Gottes! Ich sehe diesen allmächtigen Finger, der uns den Weg bedeutet, den wir nehmen müssen! Von diesen lasse ich mich nicht ableiten, um alle Schätze der Erde nicht!

Diese Worte hatten gewirkt; die letzte Schanze der Gegner war gefallen. Dazu trug auch die Stimme des Dogen und der venetianischen Senatoren bei, die, wie wir oben angedeutet, das grösste Interesse hatten, dass der Weg über Konstantinopel genommen werde.

Ein tausendstimmiger Ruf ertönte durch den geräumigen Saal: Auf, nach Konstantinopel!

Freudestrahlend erglänzte das Auge des jungen Griechenfürsten. Einen Blick voll Dankbarkeit richtete er auf seinen edlen Verteidiger und auf den alten Dandolo, dessen Antlitz die ganze Wonne, die sein Herz erfüllte, verrieth.

Die grosse Versammlung löste sich auf, und das Volk von Venedig, das den weiten Markusplatz erfüllte, begrüßte ehrerbietig die Senatoren und ihre edlen Gäste.

Es ist Nacht; im Mondstrahl glänzt das ruhige Meer, das sich vom Dogenpalaste bis zum gegenüber liegenden Lido erstreckt. Die Luft ist still und lau. An einem offenen Fenster des stattlichen Palastes sitzt ein junger Mann, der das schwarzlockige Haupt auf seine Hand stützt und das zu seinen Füßen schimmernde Meer betrachtet.

Dieser junge Mann ist Alexius, dessen Gedanken über eine schönere Küste, über ein blaueres Meer streifen; es ist Kaiser Isaak's Sohn, der an sein schönes Vaterland und an den reizenden Bosphorus denkt.

Sein Herz ist ruhig; er ist zufrieden, denn er sieht das Ende seines Strebens nahe; sein Ziel sieht er nicht mehr in einer dunklen Zukunft verloren, er sieht's vom Strahl der Wirklichkeit erhellt. Nur wenn er an seinen verlassenen Vater denkt wird er traurig.

Die grosse Freude, so wie der tiefe Schmerz, kann den Menschen traurig stimmen. Das menschliche Herz, sei es freudig erregt oder peinlich berührt, verleiht dem Gesichte denselben Ausdruck, und die Thränen entströmen den Augen nicht nur von der Qual getrieben, sondern auch von überströmender Freude und Wonne.

Alexius steht am offenen Fenster, Ruhe auf dem Gesichte, im Herzen Bewegung; ähnlich dem Meere, dessen Oberfläche, unter dem sanften Strahl des Mondes ruhig glänzt und dessen Tiefe so viele Geheimnisse verbirgt.

In der Ferne sind die Lichter auf der kleinen Insel des heil. Nikolaus sichtbar. Jene Lichter, die die Stelle bezeichnen, wo die tapferen Kreuzritter ruhen, glänzen ihm entgegen wie Strahlen, die seine Zukunft erhellen. Dort schlafen also jene kühnen Vertheidiger des Rechts,

jene tapfern Männer, die bald keinen ruhigen Schlaf geniessen sollen.

Und Alexius entsendet ihnen aus seinem Fenster seinen Gruss und wünscht ihnen jene Ruhe, die der Schlaf und das Gefühl, eine heilige Pflicht zu erfüllen, gewährt.

Unter seinem Fenster gleitet langsam eine Gondel vorbei; aufrecht steht der Gondolier, der sein Ruder bewegt und mit süsser, melancholischer Stimme sein Lied singt. Es ist ein Liebeslied, an die ferne Geliebte; es ist die Sehnsucht eines liebenden Herzens. Wie ausdrucksvoll ist jedes Wort im Liede, jeder Ton in der Stimme!

— Singe! Singe! Armer Gondolier! flüstert Alexius vor sich hin. Dein Lied ist süss wie der Gesang der Vögel! Deine Geliebte ist weit! Auch meine Geliebte ist in der Ferne, die schöne Stadt, wo ich geboren, und nach welcher sich meine Gedanken richten. Auch ich sehne mich nach meiner Heimath! Deines Herzens Sehnen kenn' ich nicht — aber ich weiss, dass mein Sehnen heftig und brennend wie Feuer ist. Vaterland! Schöner, süsser Name! Man muss fern von dir sein, um zu fühlen, wie bitter es ist dich zu verlassen!

Und aus der Gondel tönt der traurig süsse Gesang dem Fürstensonne entgegen:

„Hätt' ich nicht den alten Vater,  
Dem nur ich die Stütze bin;  
Würd' ich gleich das Meer durchsegeln,  
Um bei dir, mein Kind, zu sein!“

— Dein Vater ist alt und schwach! murmelt Alexius. Auch mir lebt der Vater, dem ich eine Stütze bin, und mein Vater ist blind. Hörst du's armer Gondolier? Als ich ihn verliess schwur ich ihm, ihn zu rächen. Es ist ein heiliger Schwur, und ich werde ihn halten!

Und in der Gondel singt der Gondolier:

„Bald wird jene Stunde schlagen —  
Ja, ich werd' dich wiederseh'n!  
Eine süsse Ahnung sagt's mir;  
Und ich werde glücklich sein!“

— Ja, ja, jene Stunde wird schlagen — die Stunde der Rache und der Wonne! rief Alexius aus. Auch mir sagt's eine Ahnung; auch ich werde glücklich sein!

Und die Gondel entfernt sich, der Gesang tönt immer stiller und stiller, bis er sich ganz in der Ferne verliert.

Alexius stösst einen tiefen Seufzer aus und richtet seine thränenfeuchten Augen gen Himmel!

---

## 9. Kapitel.

### In Korfu.

Den finstern keraunischen Bergen gegenüber, durch einen engen Meeresarm von der epirotischen Küste getrennt, liegt die schöne und sonnige Insel Korfu, die alterühmte Insel der Phäaken, der Schlüssel des adriatischen Meeres. Reizend gelegen hat Korfu, die grösste der sieben Perlen des adriatischen Meeres, unter ihrem südlichen Himmel einen reichen, fruchtbaren Boden; daher wurde auch Korfu zu allen Zeiten als eine wohlbestellte Vorrathskammer betrachtet, die besonders für eine Flotte, die in jenen Gewässern segelte, den grössten Werth hatte.

Deshalb hatten auch die von Venedig absegelnden Kreuzritter diese Insel zu ihrer ersten Station gewählt; zwei waren die wichtigen Gründe dazu, erstens gehörte Korfu zum byzantinischen Reiche und stand unter dem Scepter des Thronräubers Alexius, gegen den die Kreuzritter nicht freundliche Absichten hatten; sodann wussten die Venetianer wohl, wie leicht sich in Korfu eine Flotte zu einer weiten Reise mit allen Nöthigen versehen könne. Auch war es bekannt, dass die kaiserliche Besatzung der Insel schwach war, und dass die friedliebenden Einwohner nicht sehr willig waren, ihren letzten Blutstropfen für

einen Fürsten zu vergiessen, den sie kaum den Namen nach kannten. Es gab auch mehrere Bürger, die mit der grössten Freude der Ankunft einer so starken Flotte von prachtliebenden Kreuzrittern entgegensahen, die ihnen einen reichen Gewinn versprachen.

Von dem Augenblick an, an dem dieser in Venedig gefasste Entschluss bekannt wurde, verstrichen nicht viele Tage, als schon die ersten Schiffe, die Vorläufer der Flotte, in Sicht waren. Sogleich füllten sich alle Anhöhen, woher das offene Meer zu sehen war, mit einer dichten Masse von Neugierigen, die aufmerksam die Schiffe betrachteten, die unter einem günstigen Nordwinde der grünen Insel zusteuereten.

Die Flotte warf auch bald die Anker, und sogleich wurden auf der Meeresküste die Zelte aufgeschlagen, von denen die geräumigsten die Anführer der Kreuzritter und der griechische Kaisersohn einnahmen.

Fürstlich waren die Ehren, womit man Alexius bei der Ausschiffung empfing; fürstlich war das Gefolge, das ihm bis zum Lager das Geleit gab; fürstlich war die Ehrenwache, die sich vor dem Eingang seines Zeltes aufstellte.

Mit dem grössten Erstaunen betrachteten die einfachen Einwohner den stattlichen Zug und bewunderten das edle Auftreten des jungen Prinzen und die reiche und strahlende Bewaffnung der ihn begleitenden Ritter.

Die wenigen Krieger, die die schwache Besatzung der Insel bildeten, hatten sich bei dem ersten Erscheinen der fremden Fahrzeuge auf die Festung zurückgezogen mit dem festen Entschluss einen hartnäckigen Widerstand zu leisten; dazu trug das Meiste ihr Anführer bei, der einer der begünstigten Anhänger des Kaisers war. Aber der Marquis von Montferrat war nicht der Mann, der solchen Hindernissen gegenüber weichen konnte; der tapfere Marquis

hatte gegen viel stärkere Feinde zu kämpfen gehabt, ohne jemals seine Geistesgegenwart zu verlieren, die eine seiner ersten Tugenden war.

— Geht und meldet jenen Leuten, die sich in der Festung eingeschlossen, sagte er zu einigen Rittern seines Gefolges, dass falls sie nicht unverzüglich ihre Stellung verlassen und als ihren Herrn und Kaiser den jungen Prinzen anerkennen wollen, der sich heute mit uns hier ausgeschifft, wir ohne Verzug ihre Festung erstürmen und sie alle bis auf den letzten Mann nach den strengen Gesetzen des Krieges bestrafen werden!

Die Drohung war heftig; sie war aber heftiger, da sie von mehren Tausenden von Speeren und von gewaltigen Belagerungsmaschinen unterstützt wurde, deren Anblick die Unerschrockensten zurückschauern machen konnte.

Die Besatzung bedachte sich nicht lange, sondern öffnete die Thore der Festung und übergab die Waffen.

Der Marquis von Montferrat beeilte sich diese freudige Botschaft dem jungen Fürstensohne selbst zu überbringen; und Alexius fühlte zum ersten Male jene angenehme Rührung, die den Menschen bei einem unerwarteten Erfolg überkommt. Er war zwar noch fern von dem ersehnten Ziel; aber dieser erste Schritt flösste ihm Muth und Vertrauen auf die Zukunft ein.

Der Marquis liess nun den jungen Fürstensohn mit seinen Gedanken allein, und versammelte in seinem Zelte seine treuesten Anhänger, um mit ihnen sich über den Tag der Abreise zu berathen und den Weg zu bestimmen, den die Flotte einnehmen sollte, als ein ganz unerwarteter Vorfall die ruhige Berathung plötzlich unterbrach.

In Venedig schon hatte sich, wie wir gesehen, eine Partei unter den Kreuzrittern gebildet, die mit dem Entschlusse nach Konstantinopel zu fahren und den blinden

Isaak auf den Thron wieder zu bringen, nicht einverstanden war; schon in Venedig waren diese Missvergnügten, den Einflüsterungen des Papstes folgend, gegen die Vergeudung der werthvollen Zeit aufgestanden. Diese Partei, deren Anführer die mächtigsten der französischen Grafen waren, wie Jaques d'Avernes, Guy de Coucy, Peter d'Amiens und Andere, hatte zwar in Venedig der Nothwendigkeit weichen müssen, und bis Korfu die Reise mitgemacht; dort aber angelangt, glaubten sie die Stunde gekommen, um sich offen zu erklären und die Fahne des Widerstands zu entfalten. Gleich also in der ersten Nacht nach der Ankunft der Flotte bewaffneten sich eiligst alle die Missvergnügten, verliessen mit ihren Pferden das allgemeine Lager und zogen sich in ein Thal zurück, das eine Stunde ungefähr von der Stadt entfernt war. Zu diesem Thale führte nur ein einziger Pass von der Seite der Stadt, diesen Pass befestigten sie so gut es ging; denn sie befürchteten, und dies mit Recht, der Marquis von Montferrat, stolz auf seinen leichten Erfolg gegen die Korfiaten, würde durch Gewalt auch sie zur Unterwerfung zwingen wollen.

Sobald der Marquis das Vorgefallene erfuhr, brauste er in einem fürchterlichen Wuthanfall auf, er erhob sich von seinem Sitz, stampfte mit dem Fuss auf den Boden und rief mit einer von Zorn und Entrüstung halberstickten Stimme aus:

— Glauben jene Elenden, dass wir uns vor ihren Lanzen fürchten? Wie stark sind sie an Zahl?

— Es ist die Hälfte beinahe der ganzen Armee, war die Antwort.

— Mit der andern Hälfte also, sagte Bonifaz stolz, werde ich sie zerstreuen! Sie sollen sehen, dass der Marquis von Montferrat mit sich nicht scherzen lässt; sie sollen erfahren, dass es ihnen nicht gestattet sei, eine schändliche Komödie zu spielen! Die Wortbrüchigen!

Die Meineidigen! Ich werde ihnen zeigen, wie ich den Meineid bestrafe!

Aber Montferrat war ein Mann der plötzlichen Aufwallung; sein Zorn dauerte nicht lange; bei ihm erhielt der gesunde Verstand stets die Oberhand.

— Und dennoch, setzte er nach einigen Augenblicken hinzu; kann ich die Ursache werden, dass der Freund den Arm gegen den Freund erhebe, und dass der Bruder den Bruder tödte? Darf ich das Zeichen zu einem verderblichen Bruderkrieg geben? — Nein! Nein! Ich ziehe es vor, jedwede Demüthigung zu erdulden, ehe ich ein solches Mittel anwende. Der Marquis von Montferrat wird sich schon für das allgemeine Wohl zu opfern wissen!

Erstaunt die in seinem Zelt Versammelten zurücklassend, begab er sich sogleich nach dem Zelte Alexius' und meldete ihm das Vorgefallene.

— Mein Fürst, die Gefahr ist gross und dringend. Wir müssen uns den Umständen gewachsen zeigen; wir müssen alle unsere Kräfte anwenden, um dem Sturme die Stirn zu bieten. Der kluge Seefahrer überladet nicht im Sturm seine Segel; er trotzt den entfesselten Elementen nicht, sondern weicht ihnen aus, ändert die Richtung des Steuerruders und rettet sein Fahrzeug. So müssen wir auch heute handeln; die Gewalt wird die Gewalt gebären; der Widerstand den Widerstand hervorrufen. Unsers heiligen Zuges Willen müssen wir unser persönliches Ehrgefühl übersehen; als Krieger Christi müssen wir dem Beispiel, das uns der Erlöser selbst in seinem Leben gab, folgen.

Nicht den kleinsten Widerspruch erweckten diese Worte des kühnen Heerführers weder seitens des griechischen Prinzen noch seitens der Ritter. Leicht stimmt man den Worten der Mässigung bei, wenn diese Worte von einem Mann gesprochen werden, bei dem bekannt ist, dass die Mässigung nicht ein Zeichen der Schwäche oder der

Furcht sei, sondern der Ausdruck einer reifen und ernsthaften Erwägung.

Mit Trauerkleider angethan und auf schwarz ausgestatteten Pferden ritten der Marquis von Montferrat und Alexius mit ihrem Gefolge in aller Frühe dem Thale zu, wo die aufständigen Kreuzritter sich verschanzt hatten. Es war ein schöner Frühlingsmorgen und die Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten die Gipfel der Berge, als der Trauerzug bei dem engen Thalweg ankam.

Voran schritt ein hochgewachsener Krieger, der in der Hand ein grosses Kreuz hielt, als ein Zeichen des Heils und der Versöhnung. Schweigend folgten die Ritter; zuerst der Marquis von Montferrat, zu dessen Rechten Alexius ritt, und dicht hinter ihnen zu zwei die Barone und Grafen, die das Gefolge der beiden Anführer bildeten.

Bei dem Pass angekommen, den mehrere Krieger bewachten, hielt der Zug, und der Marquis erklärte seinen Wunsch mit den versammelten Anführern sprechen zu wollen. Das Erscheinen Montferrat's, den Alle verehrten, und das Zeichen der Erlösung, dass hehr in der Morgensonne strahlte, veranlassten die Wachen den Durchgang frei zu lassen, und kurz darauf standen sich die Gegner gegenüber.

Die Ankommenden stiegen vom Pferde ab und der Marquis von Montferrat entblöste sein Haupt und sprach mit leiser, demüthiger Stimme zu den ihm gegenüberstehenden Anführern der Aufständigen:

— Edle Grafen und Kamaraden! Weshalb wollt ihr ein grosses und heiliges Unternehmen zerstören? Weshalb wollt ihr, dass wir uns eines ewigen Verbrechens schuldig machen? Indem ihr euch von uns, die wir eure Kriegsgefährten sind, entfernt, vereitelt ihr die Eroberung Palästina's. Der einzige Weg, der zu dem Siege führt, das einzige Mittel, das unser Unternehmen mit dem Erfolge

krönen kann, ist die Einigkeit unter uns, ist das Bündniß unserer Kräfte und unsres Strebens. Um des Himmels Willen! beharrt nicht länger in dieser Zwietracht! Verlasst nicht eure Brüder! Oh! es wäre besser für uns, wenn ihr uns jetzt sogleich eure Schwerter in die Brust stösstet! Wackere Brüder! Wir sind entschlossen, hier zu euren Füßen zu sterben, wenn wir nicht vermögen, euch an den heiligen Schwur zu mahnen, der uns vereint. Bedenkt doch, setzte der Marquis hinzu, als er sah, welch tiefen Eindruck seine Worte hervorgebracht hatten; bedenkt, dass ganz Europa auf uns die Blicke gerichtet hält! Bedenkt wie blutig uns die Ungläubigen beleidigt, und es unsere Pflicht ist, diese Beleidigung zu rächen. Ich bin bereit des letzten Streifers Stelle einzunehmen, wenn ihr mir nur versprecht, vereint mit uns fortan bleiben zu wollen. Zerstört die Mauer, die die blossе Zwietracht zwischen uns aufzurichten trachtet! Ein solches Werk ist eures Namens, eurer Abkunft werth!

So viel Feuer gab den Worten Montferrat's das Gefühl mit dem er sprach; so wahr schilderten jene Worte den Zustand der Dinge; so aufrichtig war der Wunsch nach Versöhnung ausgesprochen, und ein so schönes Bild der Eintracht stellten sie vor, dass sie bis in die tiefsten Tiefen der Herzen der Anwesenden widerhallten. Die Köpfe waren geneigt, die Augen waren von Thränen nass, die Herzen schlugen heftig. Nicht Einer war's, der nicht den festen Entschluss hatte, die Versöhnungshand zu reichen. Es war dies ein Schwur ohne Worte, aber ein aufrichtiger, unverletzbarer Schwur.

Unter tiefem Schweigen trat ein junger Ritter, der Graf von Coucy vor, und gab folgende Antwort:

— Edler Fürst! Wackerer Feldherr! und ihr Alle, die ihn begleitet, hört unsre Antwort: Die Worte des edlen Montferrat haben uns tief gerührt; nur Herzen, die fühlen,

können geführt werden. Nur weil wir unsern Zug nach dem heiligen Lande vereitelt glaubten, haben wir uns von euch getrennt. Als wir dies Schwert umhingen, als wir unsere Brust mit diesem Zeichen der Erlösung schmückten, war unser Losungswort, ihr wisst es alle: Nach Palästina! Palästina ist unser Ziel. Als ihr den Weg über Konstantinopel zu nehmen vorschlugt, glaubten wir, dass ihr von unsrem Ziele gänzlich abzustehen beabsichtigt. Nun sehen wir aber ein, und dies mit der grössten Herzensfreude, dass wir uns geirrt; ihr seid unsrem Schwure treu geblieben. Versprecht uns nun, dass ihr für den Tag des Erzengels Michael die Schiffe in Bereitschaft setzen werdet, die uns nach Syrien überführen sollen; dies Versprechen wird unsre alte Freundschaft besiegeln. Bestimmt den Tag, den wir euch angedeutet, als den Tag der Abfahrt nach Palästina und lasst uns aufrichtig die Hand der Versöhnung reichen!

— Wir schwören es, riefen Montferrat und Alexius zugleich aus.

— Wir schwören es! wiederholten die Ritter, die die zwei Anführer begleiteten.

— Und nun zurück nach unserm Lager! sagte Bonifaz, sein glänzend Schwert schwingend.

Unter fröhlichem Gejauchze durchschritt die gesammte Armee den engen Thalweg wieder, und nahm die Richtung nach dem Lager, das sie vor einigen Stunden nur verlassen hatte.

Die Sonne verschwand am Horizont als die Krieger in das öde Lager zurückkamen. Ein neues Leben begann; alle Zelte schmückten sich wieder mit den buntfarbigen Fahnen, und der Marquis von Montferrat und Alexius legten die Trauerkleider ab.

Die Eintracht, die tröstende Himmelsgöttin, hatte einen schönen Sieg errungen!

Kaum hatte die Nacht ihre Schatten auf die Erde

gebreitet, so strahlte das ganze Lager von Lichtern und farbigen Laternen erhellt; und die allgemeine Freude machte sich in Gesängen und fröhlichen Tänzen Luft.

Vor seinem prachtvollen Zelte sass der griechische Kaisersohn mit dem Marquis von Montferrat, und sah mit gerührtem Herzen dem frohen Treiben zu. Das Auge Montferrat's, an solche Auftritte gewohnt, ermuthigte die tanzenden und singenden Krieger; Alexius aber war noch jung und unerfahren, und sah dem geräuschvollen Feste mit einem Blick zu, der das grösste Erstauen bedeutete.

— Scheint es dir nicht, mein Fürst, sagte Bonifaz, diese ernsten Männer seien plötzlich muntere und nicht zu bändigende Kinder geworden?

— Es wundert mich fürwahr, erwiderte Alexius, wie das Herz eines Kriegers eine solche Vergnügungslust zeigen kann. — Ich glaubte stets, das Kriegshandwerk mache den Mann ernst und in sich gekehrt.

— Du würdest dich darüber nicht wundern, bemerkte der Marquis, wenn du wüsstest, wie unschuldig rein das Herz dieser Männer ist, die das Waffenkleid und das kühne Auge so ernst und kriegerisch vormalt. Höre mich mein Fürst. Du bist berufen, einst über viele Völker zu herrschen; du wirst einen Thron besteigen, den Tausende von Menschen umstehen werden; du wirst die Schmeichelei vor dir kriechen und die Treue ernst dir gegenüber stehen sehen; du wirst einer grossen Kunst bedürfen, um dein Land zu regieren. — Dieser Auftritt, den du vor Augen hast, sei für dich eine Lehre. Wisse, Alexius, und glaube mir, setzte Montferrat leiser hinzu, unter dem ärmsten und rohesten Kittel schlägt oft das edelste und treueste Herz. O glaube nicht, der feine Anstand im Kleide oder die schmeichelnden Worte auf den Lippen, dass diese auch die aufrichtigsten Gefühle des Herzens vertreten; glaube

nicht, dass der Höfling, der seinen Mund zu dem Lächeln verzerrt, womit er jeden Morgen seinem Fürsten naht, und der allen deinen Wünschen vorgreift, dass dieser auch dich liebe und bereit sei für dich jedwedes Opfer zu bringen. O nein! Es ist ein Mann der nur seinen eigenen Nutzen vor Augen hat, und der gefühllos und kalt dich verlassen wird, sobald er bemerkt, dass der Glanz deines Thrones sich etwas verdunkelt, oder das Scepter in deinen Händen wankt. Er wird sich nach der Sonne wenden, die aufgeht, und einen Blick des Spottes und der Verachtung auf die Sonne werfen, die untergeht. Suchst du echte Treue und Aufrichtigkeit? Willst du ein reines und unverdorbenes Herz finden? So suche es unter diesen rohen Männern; suche es unter diesen ungebildeten Kriegern, die ein einziges Lächeln aus deinem Munde begeistern kann. Willst du glücklich und geliebt herrschen? Willst du wirklich ein Vater Deinem Volke sein? So steig hinab zu den unteren Schichten des Volkes, dort wirst du die ungefälschten Gefühle, die wahre Aufopferung finden; dort wirst du Das finden, was ein Fürst so selten findet, die wahre Treue. Wenn zu dir der Mann aus dem Volke sprechen wird; wenn du aus seinem Munde das Wort: Mein Fürst! vernehmen wirst, so wisse, dass dieses Wort gerade aus dem Herzen kommt; wenn dir aber der Höfling, vor dir kniend, sagen wird: Mächtigster Herr und Kaiser! Allergnädigster Fürst und Gebieter! so wisse, dass diese pomphaften Worte nur aus den Lippen, und nicht aus dem Herzen kommen!

Schweigend hatte der griechische Fürstensohn den Worten seines Freundes und Verbündeten zugehört, und sein schönes schwarzes Auge war noch auf die Lippen Montferrat's geheftet, als dieser schon zu sprechen aufgehört hatte. Alexius war jung, aber sein Geist war reif für solche Lehren; sein Herz hatte den Freund und

Lehrer verstanden. Nun schweiften seine Gedanken in die ferne Zukunft; er sah sich schon in jene Zeit überführt, wo er diese Lehren in Anwendung bringen sollte. Alexius hatte seinen ersten Schritt in der schweren Kunst des Herrschens gethan.

Es war der letzte Tag im Monat Mai. Nach frohdurchlebten Pfingstfeiertagen war das Lager von Korfu aufgehoben worden, und die Kreuzritter hatten sich eingeschifft und warteten auf das Zeichen zur Abreise. Am Bord seiner reichgeschmückten Galeere stand der tapfere Marquis von Montferrat und sah den letzten Vorkehrungen zur Abfahrt zu. Die Meeresküste war von dichten Menschenhaufen besetzt, die ihre Gäste, die sie durch drei Wochen bewirthet hatten, abzichen sahen; um die Schiffe drängten sich die kleinen Boote, worin geldsüchtige Krämer die anlockendsten Produkte ihres Landes aufgehäuft hatten, und das Auge der abziehenden Kreuzritter heftete sich lüsternd auf die gold'nen Orangen und auf die bunten Blumen, die ihnen zum Kauf angeboten wurden. Die Kreuzritter sagten ein letztes Lebewohl jener schönen Perle des adriatischen Meeres, wo sie so fröhliche Stunden durchlebt und der Bund der Versöhnung geschlossen ward.

Eine grosse Fahne, die sich auf dem Hauptmaste der Galeere Montferrat's entfaltete, gab das Zeichen zur Abfahrt, und die fünfhundert Schiffe begannen sich langsam, wie durch eine unsichtbare Hand getrieben, zu bewegen. Eine leichte Morgenbrise schwellte die weissen Segel; die Sonne, die in einem wolkenlosen Himmel glänzte, warf ihre Strahlen auf die blitzenden Helme und auf die Waffen der Ritter. Die Schilde waren der Reihe nach auf dem Verdecke aufgestellt und schienen gold'ne Zinnen einer Festung zu sein.

Der Wald von Masten, die weissen Segel, die bunten

Flaggen und die Anzahl der goldgestickten Zeichen boten einen magischen Anblick dar. Vom Ufer hallten die Töne der Kriegstrompeten wieder, rein durch die reine Luft, und schienen den abziehenden Schiffen, die Alles was Europa Edleres und Tapfereres besass einschlossen, einen letzten Abschiedsgruss nachzusenden.

Die Fahrt hatte unter den günstigsten Vorbedeutungen begonnen, und die Kreuzritter sahen vor ihren Blicken wie in einem reizenden Bild die grünen Küsten und Anhöhen, die aus jenen Inseln einen wahren Garten bilden, vorüberziehen.

Und zuerst erschien die ernste Küste Cephalonien's; darauf tauchte, einer reizenden Venus gleich, aus dem Meere die Insel Zante empor, die die venetianischen Seelente als „die Blume des Ostens“ mit einem freudigen Zuruf begrüßten. Und ostwärts wurde stets die Fahrt fortgesetzt. Nach Verlauf von einigen Tagen erschienen die Gipfel der peloponnesischen Berge und in der Ferne das Vorebirge Malea, die äusserste Südspitze Griechenlands.

Zum ersten Male sahen die Kreuzritter jenes fürchterlich Vorgebirge und das Herz der Tapfersten schlug stärker bei diesem Anblick. Dies ist also das gefährliche Vorebirge der Stürme, der Altar, auf dem der erzürnte Meegott schon so viele Opfer gefordert? Dies ist also jene finstere Spitze, jener natürliche Wachtthurm des Mittelmeeres, der mit seinen drohenden Blicken die weite Meeresfläche beherrscht? Dieser ist der schroffe Felsen, um den so häufig die entfesselten Elemente brausen, und der im wilden Kampfe unbeweglich zusieht, als verachte er die zu seinen Füßen aufspritzenden Schaum, gleichgiltig wie ein Riese einem ohnmächtigen Zwerge, der im Ausbuche der Wuth schäumt und tobt, gegenübersteht? Ja, es ist das gefährliche Vorgebirge! Und doch wie ist hier so ruhig das Meer um diese drohende Land-

spitze! Wie lächeln heute die leichten Wellen, die mild das Kiel der segelnden Fahrzeuge bektüssen! Wie umfliegen heute die weissen Seevögel die Schiffe mit ihrem forschenden Blick! Und die Kreuzritter heben ihre Köpfe auf die felsige Küste empor, die der Zeuge so vieler Zerstörungen gewesen, und beugen sie wieder über das tiefe blaue Meer, und schweigen, nicht begreifend, wie sie so ruhig eine so gefährliche Stelle umfahren können. Sie fühlen die glückliche Vorbedeutung, die ihnen jene sanfte Meeresruhe zulächelt!

Die Nacht verhüllte endlich dieses schöne Bild, und am nächsten Morgen hatte die Flotte ihre Richtung nach dem griechischen Archipel genommen.

Auf einer der Galereen, die in den ersten Reihen segelte wurde plötzlich eine schwarze Flagge gesehen. Die schwarze Flagge ist ein Zeichen des Todes.

Einer der tapfersten Ritter, ein Mann war während der Nacht in der vollen Blüte seiner Jahre gestorben. Der Graf von Coucy, der Versöhnungsbote in Korfu, war einer grausamen Krankheit erlegen.

Mit Blitzesschnelle durchlief die traurige Botschaft die segelnden Schiffe. Der Graf von Coucy war sowohl von seinen Leuten wegen seines edlen Charakters geliebt, als auch von seinen Kriegsgefährten wegen seiner Tapferkeit geachtet. Sein plötzlicher und unerwarteter Tod war für Alle ein harter Schlag, ein Schlag, der das ganze Heer der Kreuzritter tief verwundete.

Das Meer sollte nun den leblosen Körper empfangen; das weite, tiefe Meer sollte das Grab des wackren Kriegers werden, ein Grab würdig eines solchen Mannes. Die Schiffe hatten einen weiten Kreis um die Gäre gebildet, auf welcher der todte Coucy lag.

Auf dem Verdecke lag Coucy im strahlenden Regs-

kleide, die Hände auf der Brust und über dem rothen Zeichen der Erlösung gekreuzt. Er schien zu schlafen, so sanft und ruhig war sein Gesicht. Auf seinem unbedeckten Kopf und auf seinen blonden Locken, die im Abendwinde flatterten, spielten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Unbedeckten Hauptes umstanden den Todten die Anführer, und in ihrer Mitte der Marquis von Montferrat und Alexius, der seinen Blick von jenem blassen Gesichte, worauf der Tod sein kaltes Siegel gedrückt hatte, nicht abwenden konnte. Bewaffnet und ebenfalls unbedeckten Hauptes hatten sich auf dem Verdecke die Krieger aufgestellt.

Und Montferrat trat vor, stellte sich vor den Todten und sprach mit gerührter Stimme:

Tapferer Coucy, wir haben dich verloren! Du verlässt uns, wackerer Kamarad, und erscheinst vor Gottes Thron, um zu melden, dass wir unserm Schwur treu bleiben. Geh', bester Freund! Wir umstehen heute deine Bahre und senden dir gerührt den letzten Gruss; der Himmel hat es nicht gewollt, dass du auf dem Schlachtfelde fallest, wie es einem Krieger ziemt; eine grausame Krankheit entrafte dich, bevor du jenes gelobte heilige Land begrüssen konntest, wohin wir ziehen. Ruhe in Frieden, theurer Coucy! Dein Andenken wird in unseren Herzen ewig bleiben!

Der todte Körper wurde darauf auf ein Brett gehoben und alle drängten sich vor um ein letztes Mal jene kalten Lippen zu küssen; jene Augen, die vor keiner Gefahr erbeben, füllten sich mit Thränen; gerührt stand der junge Fürstensohn da.

Darauf wird das Brett mit dem Leichnam auf den Rand der Galeere gestellt, und erhält die Richtung dem

Meere zu. Das todte Gesicht wendet sich ein letztes Mal nach den entschwindenden Strahlen der Sonne. — Ein Ruck! — und das Brett auf dem der todte Körper liegt, versinkt in die Tiefe des Meeres — gerade im Augenblick, da auch die Sonne am Horizont verschwindet.

---

## 10. Kapitel.

### **In Konstantinopel.**

Die glänzenden Säle des Kaiserpalastes zu Blachernä waren zu einem grossartigen Feste geöffnet. Der Kaiser feierte seinen Geburtstag, und hatte, wie es Brauch und Sitte war, bei dieser Gelegenheit die ersten Würdenträger des Reiches und die begünstigsten seiner Hofleute zu Tisch geladen. Ungeduldig hatte Alexius diesen Tag kommen sehen; den lärmenden Belustigungen und den Tafelfreuden seit einiger Zeit ergeben, fühlte er die grösste Abneigung zu allen Staatsgeschäften, und vernachlässigte sein Land.

Im kaiserlichen Palaste wurden häufige Feste gegeben, bei welchen niedrige Schmeichler, unverschämte Hofnarren und Zauberer, und leichtfertige Frauen die geräumigen und glänzend erleuchteten Säle füllten. Wo nur in der Hauptstadt eine schöne und leichte Frau zu finden war, gleichviel welcher Klasse sie angehörte, einerlei ob sie die Gemalin oder Tochter eines Feldherrn oder eines Weinhändlers war, wurde sie auf ausdrücklichem Befehl des Kaisers zu dem Feste eingeladen, und Alexius antwortete seiner Gemalin, der sittsamen Euphrosyne, die ihm wiederholt das Ungebührliche eines solchen Benehmens vorstellte: In meinen Augen sind alle meine Unterthanen gleich; ich mache keinen Unterschied. Wenn die Frau oder die Tochter meines letzten Ruderknechtes durch ihre Schönheit zu der

Ausschmückung meiner Säle beitragen kann, ist sie mir tausendmal erwünschter, als die hässliche und runzelige Frau meines höchsten Würdenträgers oder Feldherrn.

Es war aber nicht der Sinn der Gerechtigkeit oder der Einfachheit, der dem Kaiser solche Gedanken einflösste, sondern es war der Hang, den er für leichte Belustigungen und für frohe Feste hatte.

So oft Euphrosyne den grenzenlosen Kostenaufwand zu beschränken suchte, rief der Kaiser erzürnt aus:

— Mein Volk ist reich, und schätzt sich glücklich, wenn es durch sein Geld seinem Fürsten ein Vergnügen verschaffen kann!

Unkluger Fürst, der für die Klagen seines unter der Last von schweren Steuern stöhnenden Volkes kein Ohr hatte!

Auch war Alexius in den letzten Jahren von einer ebenso verderblichen Wuth befallen worden, der Wuth, sich prachtvolle Sommerwohnungen erbauen und ausschmücken zu lassen, wo er ganze Tage bei erschöpfenden Zechgelagen mit seinen frechen Schmeichlern zubrachte. Ganze Wälder wurden auf seinen Befehl abgehauen, Hügel abgetragen, Thäler verschüttet, Häuser niedergegerissen, um die Aussicht, die man aus einem Fenster oder von einem Thurme des Palastes genoss, frei zu lassen. Tausende von Handwerkern waren in fortwährender Arbeit begriffen, um heute Etwas auszuführen, das morgen wieder zerstört und nach einigen Tagen wieder aufgenommen werden sollte. Man sah nicht mehr die ernstesten Männer, die den Staatsgeschäften vorstanden, durch die Thore des Kaiserpalastes ein- und ausgehen; man sah nicht mehr die Feldherren von einem siegreichen Zug zurückkehren und dem Kaiser ihre Aufwartung machen, oder im Begriff gegen den Feind zu ziehen und vom Fürsten die letzten Verhaltungsbefehle entgegenzunehmen.

Der Kaiserpalast war nur von einem Schwarm von unbeschäftigten Astrologen und zotenreissenden Hofnarren erfüllt, die ihren Brodherrn durch allerlei scherzhafte und schlüpfrige Erzählungen zu unterhalten suchten, und nur bedacht waren, eine reichbesetzte Tafel zu finden und die buntesten und glänzensten Kleider anzulegen.

Nur in der Gesellschaft von solchen Leuten fand Alexius Vergnügen; nur mit solchen Leuten unterhielt er sich Tag und Nacht.

Alexius war niemals ein ernsthafter Charakter gewesen; nun aber, theils in Folge der täglich wachsenden Schwierigkeit seiner Lage, theils aus natürlichem Hang hatte er alles Ehrgefühl verloren und rannte mit vollen Segeln gegen jenen gähnenden Abgrund, wohin den Menschen die Leichtfertigkeit und die Unbesonnenheit führt.

Schon seit mehren Tagen hatte er beschlossen, den Tag seiner Geburt seinem Wunsche gemäss zu feiern. Schon am frühen Morgen jenes Tages hatte er in sein Schlafgemach die Hofnarren rufen lassen; sie mussten ihn durch ihre Zoten erheitern. Der ganze Tag verlief bei solchen kindischen Belustigungen, und Abends wurde in einem der geräumigsten Säle des Kaiserpalastes unter dem Lichte von Tausenden von Kerzen, das von den venetianischen Wandspiegeln abgeworfen wurde, die reichbesetzte Tafel bereitet. Der Tisch hatte die Form eines länglichen griechischen  $\pi$ . Am obern Ende befanden sich zwei erhöhte Sitze, auf deren Rücklehnen der goldene Kaiseradler glänzte. Es waren die für den Kaiser und für die Kaiserin bestimmten Plätze. Um den Tisch waren die Plätze der Eingeladenen. Die Teller, auf welchem dem Kaiserpaare die Speisen vorgesetzt wurden, waren aus massivem Gold; die übrigen Teller von Silber. Grosse buntfarbige Blumensträusse gaben der langen Tafel den Anschein eines reizenden Gartens.

Nachdem Alexius in seinem purpurfarbenen Kaiserornate, die prachtvoll ausgestattete Kaiserin an der Hand führend, am Tische Platz genommen hatte, setzten sich auch die Gäste alle nieder nach der von der damaligen Hofetiquette bestimmten Ordnung. Dem kaiserlichen Paar gegenüber sass der erste Würdenträger des Reichs, der ernste Messopotamitis, und zu dessen Linken der Grossadmiral Stryphnos, der aus doppeltem Grunde diesen Ehrenplatz behauptete: als erster Flottenführer und als Schwager des Kaisers, da er die Schwester der Kaiserin Euphrosyne zur Gemalin hatte.

Das Antlitz des Fürsten war strahlend vor Freude; Euphrosyne hingegen war bleich und schien ermüdet; von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf den neben ihr sitzenden Kaiser, und sah dann auf Messopotamitis, als wolle sie bei ihm Geduld und Muth schöpfen. Aber das ernste Gesicht Messopotamitis' änderte sich nicht; er sass da wie eine steinerne Statue, und öffnete die Lippen nur, wenn einer der Gäste an ihn das Wort richtete.

— Michael, sagte der Kaiser, sein leeres Glas auf den Tisch stellend, zu Stryphnos, hast du schon den schönen Garten gesehen, der die Stelle jener schmutzigen Schiffswerfte eingenommen, die du in deinem überschwänglichen Eifer für die Flotte nicht hast abtragen lassen wollen?

— Ich habe ihn gesehen, Fürst, antwortete Stryphnos. Mein Schmerz über den Verlust der Werfte ist noch immer gross, obwohl ich zugestehen muss, das die Gartenanlage ein schönerer Schmuck für die Küste sei.

— Wie so, Stryphnos? sagte der Kaiser mit einem ironischen Lächeln, du beklagst den Verlust eines ganz unbrauchbaren Gebäudes? Welche waren denn die Schiffe, die der Werfte bedurften? Hast du mir nicht selbst erklärt, wackerer Admiral, dass die zehn elenden wurmstichigen Galeeren, die deine ganze Flotte ausmachen,

ganz gut in den kleinen Werften der asiatischen Küste Platz haben könnten?

— Ich meinte, versetzte Stryphnos, dass es an der Zeit sei für die Erbauung von neuen Galeeren zu sorgen?

— Von neuen Galeeren? unterbrach Alexius. Um auch den letzten Baum, der die Umgebung meiner Hauptstadt schmückt, verschwinden zu sehen? Neue Galeeren, Michael, um auch den letzten Wald zu vernichten? Oh! eine solche Entweihung werde ich niemals zulassen! Oder glaubst du, der Baum habe kein Leben, und fühle die Schläge der Axt nicht, die ihn umhaut? — Ja, ja, ich weiss, Stryphnos, wesshalb du auf die Erbauung neuer Galeeren bestehst. Jede neue Galeere ist für dich ein neues Mittel deine Kassen mit goldnen und silbernen Münzen zu füllen; und dass du diese Münzen über Alles auf Erden liebst, ist ja bekannt.

Stryphnos antwortete kein Wort auf diese beissende Bemerkung seines Kaisers und Schwagers, sondern stellte sich, als betrachte er die auf seinem Teller liegende Speise.

— Messopotamitis, sagte nach einer kurzen Pause Alexius; du bist stets ein wortkarger Mann; heute aber haben sich deine Lippen gar nicht geöffnet. Ich begreife wohl, dass die Sorge um die Staatsgeschäfte dich ganz in Anspruch nehmen; aber du weisst wie mir ernste Gesichter zuwider sind.

— Mein Fürst, erwiderte Messopotamitis, dem ihm gegenüber sitzenden Kaiser fest in die Augen sehend; glücklich ist Derjenige, der in allen Umständen des Lebens heiter und frohen Muthes sein kann. Ich gehöre leider zu jenen Menschen, die die Heiterkeit äusserst selten, um nicht zu sagen niemals besucht. Zu Meinen Sorgen passt nur ein ernstes Gesicht.

— Alles hat seine Zeit, bemerkte Alexius: auf dem Thron oder in meinem Berathungszimmer, bilde ich auch

den Umständen gemäss mein Gesicht nach; bei Tische aber will ich stets die Heiterkeit an meiner Seite haben; auf den Gesichtern aller meiner Gäste will ich jenen schönen Widerschein des Weins sehen, der den Frohsinn bringt. Das Leben ist kurz, Messopotamitis, und wir haben Musse genug, ernst zu sein, wenn wir einmal uns zum ewigen Schlafe niederlegen werden. — Lasst die Hofnarren kommen! rief Alexius plötzlich aus. Ich seh', es thut Noth, die Heiterkeit wieder einzuführen, die seit einiger Zeit aus diesem Palast vollkommen verbannt zu sein scheint.

Euphrosyne hatte die ganze Zeit hindurch kein einziges Wort gesprochen; als sie aber den letzten Befehl ihres Gemals vernahm, stiess sie einen tiefen Seufzer aus, und warf auf ihn einen Blick, in dem sich die ganze Pein ihres Herzens abspiegelte.

Der Befehl des Fürsten wurde sogleich ausgeführt, und die Hofnarren traten mit komischen Sprüngen und mit buntscheckigen Kleidern in den Saal ein und nahmen sogleich an der Tafel Platz.

Laut lachte der Kaiser auf als er seine drei Narren sah, die mit der grössten Ruhe die ihnen vorgesetzten Speisen zu verzehren sich anschickten.

— Glaubt ihr, sagte Alexius zu ihnen, wir hätten euch hierher beschieden, nur um euch essen und trinken zu sehen?

— Alexius, erwiderte der Eine der drei Narren, der dem Kaiser zunächst sass; ein leerer Magen ist ein schlechter Rathgeber; lass uns zuerst unsern Magen befriedigen; sodann kommt die Reihe an Dich.

— Ei, Johann, sagte Alexius; ich bemerke, dass du deinen Magen über deinen Herrn und Kaiser stellst!

— Mein Magen, antwortete der Hofnarr ohne sich stören zu lassen, ist für mich das edelste Werkzeug

meines besten Freundes auf Erden. — O runzle nicht deine Stirn! Missversteh' mich nicht! Wenn dir Jemand sagt, er liebe dich besser als dich selbst, wisse, dass er dich täuscht und dass er elendiglich lügt!

— Und doch wie viele Menschen haben es mir schon gesagt! bemerkte Alexius.

— Besonders nach deiner Thronbesteigung — setzte der Narr den Kaiser unterbrechend hinzu.

— Hat dir vergangene Nacht etwas geträumt, Theodor? fragte Alexius den zweiten Hofnarren, der ihm gegenüber Platz genommen hatte. Du stehst in Ruf eines vorzüglichen Traumdeuters. Lass sehen, ob du wohl auch deinen eigenen Traum deuten kannst.

— Ha! ha! lachte der Narr; ich hatte einen ganz drolligen Traum. Denk' einmal: ich sah dich, Alexius, Hand in Hand mit dem römischen Papst in einem schönen Garten spazieren gehen.

— Findest du das so lächerlich? fragte Alexius lachend.

— Nur Geduld! Das Lächerliche folgt. Plötzlich verliessest du den Arm des Papstes, und ihr begannt Beide auf einander mit Händen und Füßen zu schlagen. Wer Sieger geblieben, weiss ich nicht, aber die Schlägerei zwischen Kaiser und Papst hat mich sehr ergötzt, und lachend erwachte ich aus dem Traum.

— Und die Erklärung, Theodor? sagte Alexius.

— Die Erklärung könnte dir ein Kind geben, erwiderte der Narr. Erinnerst du dich nicht mehr aller Höflichkeiten und Freundschaftsbezeugungen, die ihr gegenseitig mit dem Papste ausgewechselt? Die Schlägerei bedeutet, dass alle eure Bemühungen scheitern werden, und dass euer gegenseitiger Hass noch grimmiger werden wird, als er zuvor war.

— Du bist ein schlimmer Prophet, Theodor.

— Nimm's wie du willst, Alexius, sagte der Narr achselzuckend. Ich weiss, was ich weiss. Du wirst stets hartnäckig auf die Uebermacht der kaiserlichen Gewalt bestehen, denn dies liegt in deinem Interesse; der Papst hingegen wird seiner Gewalt den Vorrang geben wollen; und auf diesen geschiedenen und ganz abstehenden Wegen werdet ihr euch niemals begegnen können.

— Seht einen Narren, rief Alexius lächelnd aus, der die Rolle eines Orakels spielen will! Und nun kommt die Reihe an dich, Michael, setzte er hinzu, indem er sich zu dem dritten Hofnarren wandte, der seinen Teller geleert hatte und sein volles Glas mit dem grössten Wohlgefallen vor seine Augen hielt. Woran denkst du bei der Betrachtung des Weines, der dein Glas füllt?

— Woran ich denke? antwortete der Gefragte wie ein Mann, der in seinen Gedanken gestört worden — woran ich denke? Nun, ich denke, wie angenehm dieser Wein den Gaumen der Männer kitzeln wird, die nach einigen Tagen hierher auf Besuch kommen. Ich weiss, dass jene Männer den Wein lieben, und möchte wissen, ob deine Keller auch im Zustand sind, sie würdig zu empfangen.

— Du sprichst von den Kreuzrittern? sagte Alexius.

— Gewiss, von diesen, antwortete Michael.

— Oh, sie werden noch viel Meerwasser hinunterschlucken müssen, sagte der Kaiser lächelnd, bevor sie von diesem Wein werden kosten können.

— Schlaf nur sanft und sorglos, Alexius, sagte der Hofnarr; Korfu ist indessen in ihren Händen, und von Korfu nach Konstantinopel ist die Fahrt nicht gar so lang.

— Weisst du auch, wo das Vorgebirge Malea liegt? fragte Alexius. —

— Rechne nicht darauf, erwiderte Michael. Es gibt Zauberkünste, wodurch jene schlaunen Lateiner selbst die Elemente zu beherrschen wissen. — Die venetianischen

Galeeren leben mit dem finstern Vorgebirge schon seit vielen Jahren auf dem besten Fuss.

— Schade fürwahr, bemerkte der Kaiser, dass Messopotamitis lebt und dass Stryphnos mein Grossadmiral ist; sonst würde ich dir diese beiden Würden ertheilen.

— Sie würden viel besser in meinen Händen liegen, als in den Händen, denen du sie anvertraut, sagte trocken der Hofnarr.

Bei der frechen Bemerkung des Narren lachte Stryphnos laut auf; Messopotamitis warf auf ihn einen zornigen, verachtungsvollen Blick.

Die Kaiserin stand auf und verliess mit ihrem Gefolge von Dienerinnen und Aufwärterinnen den Saal.

Alexius blieb allein zurück; er wollte sich mit seinen Hofnarren unterhalten.

Schon war die Nacht vorgeschritten, als einer der wachhabenden kaiserlichen Trabanten in den Saal trat, und leise Messopotamitis einige Worte sagte. Messopotamitis erblasste und ein noch grösserer Ernst überzog sein Gesicht. Alexius bemerkte dies und sagte:

— Auch hier noch im Schoosse der Heiterkeit und des Vergnügens lässt man dich nicht in Ruhe, Messopotamitis?

— Mein Fürst, antwortete dieser; eine ernste Nachricht wurde mir soeben gemeldet. Die Flotte der Lateiner, die vor einigen Tagen Korfu verlassen hatte, wurde in der Propontis gesehen. Sie steuert der Hauptstadt zu.

— Die Lateiner kommen?

— Ihr Ziel ist nun bekannt; die Gefahr ist drohend; wir müssen sie abzuwenden suchen.

— Treffe also die nöthigen Vorkehrungen dazu, rief Alexius aus. Ich hoffe, du wirst uns jenen räuberischen Horden nicht ausgesetzt lassen.

Der schwache Fürst, welcher nun sich einer drohenden

Gefahr gegenüber sah, zitterte und suchte Hilfe, die ihm Niemand mehr leisten konnte.

— Dir ist die Landarmee anvertraut, Messopotamitis, setzte er hinzu, und dir, Stryphnos, die Flotte. Eilt, trifft alle Anstalten. Wir müssen zeigen, dass wir uns von den Fremden keinen Willen auferlegen lassen.

Die Gäste verliessen alle schweigend den grossen Saal, der leer und einsam blieb.

Alexius zog sich in seine Gemächer zurück, nur von zwei seiner treuesten Anhänger begleitet, von denen er sich niemals trennen konnte und die das Zimmer, das neben dem kaiserlichen Schlafgemach lag, bewohnten.

Die Nachricht des Herannahens der Flotte der Kreuzritter hatte vom Herzen des Kaisers jedwede Vergnügungslust verschucht. Allein sass er nun in seinem Schlafgemach in trüben Gedanken vertieft. Er sah den drohenden Sturm, den er noch weit entfernt wähnte, unerbittlich heranziehen, und jener kleinmüthige Mann zitterte nun vor Furcht.

So sind stets die schwachen Menschen; unbekümmert in die Welt hinein lebend, suchen sie unangenehme Gedanken zu verschuchen, und verlieren Angesichts der Gefahr, jedwede Willenskraft; sie fühlen nicht in sich jene Stärke, die der Muth und ein fester Wille verleihen; kraftlos in ihren Meinungen, kraftlos in ihren Beschlüssen folgen sie ohnmächtig dem Strome, der sie fortreisst.

Alexius sass allein im stillen Schlafgemach, das nur spärlich von einer kleinen Lampe erhellt war. Die Schlawheit in seinem Gesichte und seine halbgeschlossenen Augen bezeugten, dass auch der letzte Funke seines Geistes zu erlöschen drohte.

Plötzlich fuhr seine Hand von selbst nach seinem rechten Knie, und die Züge seines Gesichts verzerrten sich in einem Anfall von heftigem Schmerz.

— Ach! schon wieder diese Schmerzen! rief er aus.

Alexius litt vor Jahren schon, wie wir gesehen, an einem Fussübel. Die Schmerzen waren besonders beim Wachsen des Mondes heftig, und hatten plötzliche Fieberanfänge zur Folge, die seinen ganzen Körper schüttelten. Hartnäckig verfolgte ihn die unheilbare Krankheit, die mit dem Verlauf der Jahre immer unerträglicher wurde. Seit einigen Monaten hatte er keinen Anfall gehabt und er wähnte sich schon wie durch ein Wunder geheilt, als in der Nacht des Festmahls entweder in Folge des fortgesetzten Schmauses oder wegen der Nachricht, die ihm gemeldet, die Gichtschmerzen noch heftiger als zuvor sich einstellten.

Er drehte sich auf seinem weiten Lehnstuhl, ballte die Hände, umfasste seine Knie, und kalter Schweiß rann ihm von Stirn und Wangen herunter; er schrie und tobte vor Schmerz gleich einem Wahnsinnigen.

Die zwei Begleiter hörten das Gestöhne im kaiserlichen Schlafgemach und eilten nach dem Zimmer und fanden den Kaiser in jener fürchterlichen Lage.

— Mein Fürst, sagten sie; wir müssen sogleich die Aerzte rufen.

— Die Aerzte? murmelte Alexius vor sich hin — Was kann ich von den Aerzten erwarten?

— O sag' uns, riefen die Höflinge aus, was sollen wir thun?

— Ach! befreit mich von diesen unerträglichen Schmerzen! stöhnte Alexius. Gewährt eine Linderung! Wer kann sie mir gewähren? Ich will mit ihm meine Krone theilen. —

— Wir wollten Jakob Melissus holen gehen, sagte der Eine der zwei Hofleute — Melissus ist ein alter und erfahrener Arzt; er hat dich stets besser als alle Andern gepflegt.

— Nein! nein! ich will nicht! — tobte der Kaiser — Melissus ist wie alle Uebrigen — auch er weiss nicht was er thut! Ich will ihn nicht!

Und heftiger wurden mit jedem Augenblick die Schmerzen und furchtbarer verzerrten sich die Gesichtszüge des leidenden Fürsten.

Plötzlich sprang er von seinem Sitze auf, ergriff die eiserne Lanzenspitze, die auf einem kleinen Tische lag, und befahl diese Spitze glühend zu machen.

Alexius war vor längerer Zeit schon auf den Gedanken gekommen, dass ein glühendes Eisen das einzige Heilmittel seines Uebels sei.

Bis zur Stunde aber hatte er niemals den Muth gehabt, dieses äusserste Mittel anzuwenden, denn er war furchtsam und feig von Natur. Nun aber waren die Schmerzen so heftig und unerträglich geworden, dass er zu diesem äussersten Mittel griff.

Die glühende Eisenspitze wurde gebracht, und Alexius legte sie mit der zitternden Schnelligkeit der Verzweiflung auf den schmerzenden Fuss. Laut zischte das Fleisch bei der Berührung des glühenden Eisens auf, und die Entzündung stellte sich sogleich ein.

Aber das Mittel hatte nicht gewirkt — Die Schmerzen waren noch brennender geworden.

— Hilfe! Hilfe! schrie der unglückliche Fürst, sich auf seinem Lehnstuhl windend und krümmend. — Ich halte es nicht länger aus! Hilfe! Ach! der Tod! der Tod!

Und sein Gestöhne war zu einem schaudervollen Röcheln geworden.

Alexius war, von den Schmerzen überwältigt, ohnmächtig auf den Lehnstuhl zurückgefallen.

Diesen Augenblick benutzten die zwei Höfinge und eilten, die Aerzte zu holen.

Die Aerzte kamen und fanden den Fürsten noch

immer ohnmächtig auf den Lehnstuhl liegen; sie verbanden die Wunden, die schwer und tief waren.

Ohnmächtig ward der Kaiser auf sein Bett gebracht, wo man ihn ruhig unter der Pflege der Aerzte liess.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich durch den Kaiserpalast und durch die Stadt die Nachricht von dieser plötzlichen Krankheit des Fürsten.

— Der Kaiser ist gestorben! sagten die Einen.

— Er ist wahnsinnig geworden! erzählten sich die Anderen.

---

## 11. Kapitel.

### Feige Flucht.

Das Städtchen Scutari (das Chrysopolis der Alten) auf der asiatischen Küste des Bosphorus war in grosser Aufregung. Eilig rannten die Einwohner durch die engen Gassen, die Einen als neugierige Neuigkeitsträumer, die Anderen geschäftig als rührige und aufgeweckte Kaufleute. Die Ursache dieses Hin- und Herrennens war die Ankunft der starken Flotte der Kreuzritter, die in der vergangenen Nacht die Anker vor Scutari geworfen hatte, und das Ziel aller Bewegung war das grosse Lager, das die fremden Ritter in unmittelbarer Nähe des Städtchens bezogen hatten.

Was Kaiser Alexius in seiner verderblichen Apathie niemals glauben wollte; was er in seiner leichtfertigen Natur niemals für möglich hielt — das war geschehen. Die Kreuzritter hatten die Propontis durchsegelt, und ihr Zweck war nun kein Geheimniss mehr; sie kamen um den jungen Fürstensohn, der in ihrer Mitte sich befand, zu unterstützen. Nun war dem Kaiser die geheimnissvolle Flucht seines Neffen erklärt. Er sah den gefährlichen Bund, der seinen Thron bedrohte, geschlossen; er sah über seinem Haupte den furchtbaren Sturm. Nun tönten in seinen Ohren mit schrecklichem Ernst die Worte die der tapfere Marquis von Montferrat in Venedig ge-

sprochen; nun gedachte er des Unrechts, das er den venetianischen Kaufleuten angethan, und das der greise Doge Dandolo zu rächen versprach. Nun standen sie ihm gegenüber jene zwei Männer mit dem eisernen Willen, die in ihrer Einigkeit so mächtig waren. Nun konnte er mit eigenen Augen ihre Fahnen vereint über ihre Zelte wehen sehen; sie blickten ihn an wie das drohende Haupt der Meduse, und das Herz des feigen Comnenus erbebte.

Die Einwohner von Scutari, friedliche und kriegscheue Leute, hatten Alles geschehen lassen ohne den geringsten Widerstand zu leisten; sie hatten in ihre Stadt die neuen Gebieter einziehen lassen, die ohne sich anzumelden und mit dem stolzen Auftreten, das ihnen ihre Macht verlieh, gekommen waren.

Im prachtvollen Zelte des Marquis von Montferrat waren die Anführer der verschiedenen Truppenkörper versammelt, um den Kriegsplan zu berathen. In ihrer Mitte befand sich auch der junge Griechenfürst.

Der kampferfahrene Dandolo legte ihnen mit der ihm angeborenen Klarheit den Plan auseinander. Dandolo war einer jener Männer, die nur selten auf der Weltbühne auftauchen und die einem ganzen Menschenalter dem Stempel ihres Genies aufdrücken. Er war der erste Feldherr seiner Zeit, und dazu der feinste politische Kopf; überredend waren seine Worte; Vertrauen erregend waren seine Schlüsse.

Bevor noch der Kriegs Rath zu Ende war, bevor sich noch die Ritter in ihre Zelte zurückgezogen hatten, um ihren Leuten die nöthigen Verhaltensbefehle der im Kriegs Rath genommenen Beschlüsse mitzutheilen, und im Augenblick als Dandolo von seinem Sitze sich erhob und seine Hand seinem Verbündeten, den Marquis von Montferrat, reichen wollte, trat ein Waffenherold in das Zelt

ein und meldete, dass ein Abgesandter des byzantinischen Kaisers gekommen sei und mit den Anführern zu sprechen wünsche.

Alle nahmen sogleich ihre Sitze wieder ein, und bald stand der Abgesandte des Kaisers unbedeckten Hauptes vor der glänzenden Versammlung.

Dieser Abgesandte war ein Italiener aus Parma, Nikolaus Rossi mit Namen, der vor vielen Jahren nach Konstantinopel gekommen war und Dienst bei den byzantinischen Fürsten genommen hatte. Rossi war ein fünfzigjähriger Mann, der durch sein ernstes, edles Auftreten einen angenehmen Eindruck machte. Sein Blick hatte etwas Festes und Einnehmendes, das alle Anwesenden und besonders den Marquis von Montferrat, der ein gebildeter Weltmann war, anzog.

Auf die Einladung Montferrat's näherte sich Rossi einige Schritte, grüsste mit vielem Anstand und sprach:

— Edle Ritter! Im Auftrag meines Herrn und Gebieters, des byzantinischen Kaisers, trete ich heute vor euch, um euch in seinem Namen zu melden, dass er wohl weiss, dass ihr unter allen Fürsten, die nicht eine Krone tragen, die edelsten und mächtigsten seid; dass er aber nicht den Grund begreifen kann, wesshalb Christen bewaffnet in ein Land einziehen, das einem christlichen Fürsten gehört. Es heisst, euer Ziel sei das heilige Land, das ihr aus den Händen der Ungläubigen befreien wollt. Mein Herr und Kaiser lobt euren heiligen Eifer und ist bereit euch in diesem edlen Streben beizustehen, und euch mit Allem Nöthigen zu versehen, dessen ihr bedürfen solltet. Aber dafür lässt er euch sagen, sein Land sogleich wieder zu verlassen, sonst werde er zu seinem grössten Leidwesen gezwungen sein, euch mit Gewalt daraus zu entfernen, und alle seine Kräfte gegen euch aufbieten, die er nun willig zu euren Dienst und Verfügung

stellt. Glaubt nicht, edle Herren, mein Gebieter fürchte sich vor euren Waffen oder vor euren Schiffen; wäre eure Macht zwanzigmal stärker, er scheut sie nicht!

Auf diese stolzen Worte die ernst und langsam gesprochen wurden, folgte tiefe Stille. Das Auge des greisen Dandolo schleuderte Blitze, und fuhr über die Versammlung, als wolle er sie zur Rache gegen den kühnen Kaiser auffordern; der Marquis von Montferrat erblasste leicht und musterte die Reihen seiner Ritter. Darauf sagte er mit donnernder Stimme, die wie die Stimme eines Feldherrn, der seine Krieger in die Schlacht führt, tönte:

— Wir sind dem Abgesandten des byzantinischen Kaisers eine Antwort schuldig. Conon von Bethüne, du hast das Wort!

Der Graf Conon von Bethüne war einer der treuesten Begleiter und der aufrichtigsten Freunde Montferrat's und wurde als der beste Redner im ganzen Lager betrachtet. Stolz trat er vor und zu Rossi gewendet sagte er mit starker Stimme:

— Dein Herr, der dich sendet, wundert sich, dass wir bewaffnet in sein Land gezogen und verlangt von uns eine Erklärung. Melde ihm unsere Antwort. Er irrt wenn er glaubt, das Land gehöre ihm. Dies Land ist Eigenthum seines Bruders, des Kaisers Isaak, den er beraubt und geblendet hat; es ist das Erbe dieses jungen Prinzen, der hier in unserer Mitte steht.

Und die Hand erhebend zeigte Conon auf den jungen Alexius.

— Was die Erklärung der von uns genommenen Massregeln anbelangt, die dein Gebieter nicht begreifen kann, setzte Conon mit einem leichten Lächeln hinzu, so wirst du ihm von unserer Seite sagen, er solle die Erklärung nicht von uns verlangen, sondern in seinem eigenen Ge-

wissen suchen. Ein Thronräuber ist aller Fürsten Feind; ein grausamer Tyrann fällt der Verachtung der ganzen Menschheit anheim. Wäre auch nicht Theodore, die Schwester Isaak's, die Schwägerin unsers verehrten Anführers; wäre auch nicht Irene, die Tochter Isaak's, die Gemalin des mächtigen deutschen Kaisers, unsers Freundes und Verbündeten, so genügten doch die Rechte der Natur und der Menschlichkeit, die dein Herr mit Füßen getreten, unsern Arm zu bewaffnen! Sag' ihm nur, wir seien gekommen, um die zertretenen Rechte zu rächen. Nur Ein Mittel bleibt ihm noch, unsere strafende Hand abzuwenden, und dieses Mittel ist, selbst vor seinen Neffen und aus freien Willen zu treten und ihm die geraubte Krone zu übergeben! Thut er diesen Schritt, so geben wir ihm unser Ritterswort, die Fürsprecher bei seinem Neffen zu sein, um dem reuigen Oheim ein ruhiges und dem vom Throne steigenden Kaiser würdiges Dasein zu sichern; nimmt er aber diese Bedingung nicht an, so erwarten wir, dass er uns keine weitere Bedingung stelle!

Der Graf von Bethüne verbeugte sich tief und zog sich auf seinen Platz zurück. Ein wohlwollender Blick war der Dank des greisen Dandolo zu dem Redner; der Marquis von Montferrat murmelte zwischen den Zähnen: Brav, Conon!

Rossi verbeugte sich vor der Versammlung, setzte seinen Hut auf und verliess das Zelt ohne ein Wort zu sagen.

Die Feindschaft war nun offen erklärt. Die Rede des byzantinischen Abgesandten und die stolze und strenge Antwort des Grafen von Bethüne waren das Zeichen des Angriff's und des Widerstand's.

Wie ein Blitz durchheilte die Nachricht von Dem, was in dem Zelte der Anführer stattgefunden, das ganze Lager, und ein anhaltendes Freudengeschrei, erfüllte die

ruhige Abendluft. Erstaunt sahen die Einwohner von Scutari den kaiserlichen Abgesandten abziehen; erstaunt hörten sie die Zeichen der kampflustigen Begeisterung von einem bis zum andern Ende des weiten Feldlagers ertönen, und erkannten sogleich, dass der Sturm gegen die Hauptstadt bevorstand. Einerseits kannten sie die Feigheit und Unschlüssigkeit des byzantinischen Herrschers; anderseits aber wussten sie, dass die Rathgeber, die seinen Thron umgaben, mächtig und einflussreich auf seinen Geist wirkten und dass er nicht nachgeben würde, so lange er sich hinter einer Mauer von bewaffneten Kriegeren fühlte. Daher schüttelten sie bedenklich die Köpfe und zogen sich in ihre Wohnungen zurück mit dem Vorgefühl, dass der nächste Tag ein Tag grosser Vorfälle sein werde. Wohl empfanden sie zu den fremden Gästen keine grosse Zuneigung, denn sie befürchteten ihre Raubsucht; sie waren aber der achtjährigen Herrschaft eines kraft- und willenslosen Fürsten müde, und wünschten auf den Thron des heiligen Konstantins einen seiner Sendung würdigen Fürsten zu sehen. Sie waren ja Menschen und als Menschen träumten sie von besseren Tagen.

Die fremden Ritter flossten ihnen eine grosse Furcht ein; denn „jene Teufel aus dem fernen Westen“ hatten ein gar wildes Aussehen und gar schwere Waffen. Vielleicht hatten die armen Leute eine Vorempfindung des Schicksal's, das ihrem Lande bevorstand! Vielleicht fühlten sie in den fremden Kriegern ihre zukünftigen Herren; und der Schlaf der friedliebenden Einwohner von Scutari war unruhig und von bösen Träumen getrübt.

Es war tiefe Nacht, als in das Zelt des greisen Fürsten von Venedig der Marquis von Montferrat allein eintrat. Dandolo sass allein und hatte vor sich auf dem Tisch einen offenen Plan des Bosphorus, den er aufmerksam prüfte. Dandolo war so sehr in seinen Gedanken

vertieft, dass er das Eintreten seines Verbündeten gar nicht bemerkte.

Gewöhnlich wurden die Zelte der Anführer im Lager und besonders in einem feindlichen Lande von bewaffneten Kriegeren bewacht; Dandolo aber, der jede Gefahr verachtete und nicht nur im offenen Felde sondern überall die grösste Kaltblütigkeit an den Tag legte, liess stets den Eintritt in sein Zelt Jedermann frei.

— Ehrwürdiger Doge, sagte Bonifaz eintretend; ich wünsche mit dir allein zu sprechen; ich wusste wohl, dass ich den unermüdlichen Dandolo noch wachend finden werde.

— Ich untersuche diesen engen Meeresarm, Marquis, der bald unser Kampfgefilde werden soll, erwiderte Dandolo, indem er Montferrat einen Sitz ihm gegenüber am Tische bot. Nach dem gestrigen Vorfalle und nach der unbesonnenen Meldung des byzantinischen Kaisers sind alle Zweifel gehoben, und die Stunde des Kampfes hat geschlagen.

— So ist's, Dandolo, versetzte Bonifaz. Dies führt mich auch hierher. Man muss niemals seinen Gegner verachten, mag er noch so schwach sein.

— Eine gute, heilsame Regel, bemerkte Dandolo, die dem Anführer eines solchen Feldzugs, wie der unsrige, würdig ist.

— Um so mehr, setzte der Marquis hinzu, glaub' ich, dass wir vom gebahnten Weg nicht abweichen müssen, da der byzantinische Kaiser, um so stolze und verwegene Worte an uns zu richten, sich hinter Tausenden von wohlbewaffneten Streitern und hinter natürlichen und künstlichen Festungswerken verschanzt, die nicht leicht zu erstürmen sind.

— Die Schaar seiner Streiter ziehe ich gar nicht in Betracht, antwortete lächelnd der greise Doge. Es sind

bezahlte Slaven, pisanische und genuesische Abenteurer, rohe Varangen, die nur ein materieller Nutzen bindet; es sind Leute ohne Herz, die der erste Glückswechsel aus seiner Nähe entfernen wird; es sind Leute, die nur die Furcht, die seine Stellung einflösst, zusammenhält. Ja, Montferrat; ich kenne sie, jene besoldeten Krieger, die mit ihren Waffen auch ihr Herz feilbieten, und die morgen schon, wenn sie einen besserzahlenden Herrn finden, den Eid vergessen, den sie heute geschworen; ich kenne sie, jene Verräther, die den blutgierigen Andronik seinem Schicksal überliessen, sobald jener Fürst unter der Last seiner Verbrechen zusammenstürzte!

— Aber die Festungswerke, Dandolo, die den Kaiser zum Widerstand erkühnen?

— Dies eben bin ich jetzt im Begriff zu prüfen, erwiderte der Venetianer. Sieh, hier auf dies Papier, Bonifaz. Siehst du diesen Punkt auf der asiatischen Küste des Bosphorus, den ich mit einem schwarzen Strich bezeichnet habe? Dies ist Scutari, wo wir nun stehen. Und gegenüber auf dem entgegengesetzten Ufer haben wir die vierzehn Stadttheile Konstantinopel's. Einer dieser Stadttheile muss sobald als möglich in unsere Hände fallen. Unthätig im Lager vergeuden wir die kostbare Zeit und die Nahrungsmittel.

— Diese Nothwendigkeit sehe ich ein, sagte Bonifaz, aber ich vermag noch nicht den Punkt zu finden, der unsers Angriffs Mittelpunkt werden soll.

— Im Auffinden dieses Punktes sagte Dandolo, verbrauchte ich die halbe Nacht, und ich habe ihn gefunden. Es war kein leichtes Räthsel, Bonifaz; dessen Lösung mir viel Mühe gekostet. Urtheile selbst. Der stärkste dieser Stadttheile ist der Stadttheil von Galata, der von seinem erhabenen Hügel den eigentlichen Hafen beherrscht. Dieses Zeichen hier bezeichnet den Thurm von Galata, dessen

Erstürmung unser erstes Werk sein muss. An diesem Thurm ist eine armsdicke eiserne Kette befestigt, die auf starken Pfeilern im Wasser gestützt, den Hafen schliesst und das Einlaufen der Schiffe unmöglich macht. Diese Kette, die den ganzen Hafen umschliesst, ist am andern Ende an der Hauptfestung des Bosphorus befestigt und bildet so eine fortlaufende Reihe von Festungswerken. Dies ist, edler Marquis, das ganze Geheimniss dieser so berühmten Festungswerke, wovon alle Welt spricht.

— Die Wichtigkeit dieser Festungswerke hatten wir schon in Venedig anerkannt, und heute am Bosphorus stehend, sehen wir sie furchtbar uns gegenüber drohen.

— Willst du, rief Dandolo aus, diese furchtbare Wichtigkeit vereiteln? Willst du diese drohenden Werke vor uns zu Staub zerfallen sehen?

— Dies wäre des Endes Anfang, erwiderte Montferrat.

— Wohlan, Bonifaz, antwortete der Doge mit einem triumphirenden Lächeln; auch diese Frage habe ich gelöst. Die Erstürmung des Thurms von Galata muss morgen stattfinden.

— Morgen? Morgen? wiederholte Montferrat.

— Ja, Bonifaz — in aller Früh' durchfahren wir morgen den Bosphorus; die Schiffe steh'n bereit; unsre Krieger schiffen sich auf dem gegenüberliegenden Ufer aus, und schreiten, jedes Hemmniss überspringend, gegen den Thurm, der gegen Abend schon in unseren Händen sein wird.

Morgen? Morgen? wiederholte Montferrat.

— Wie? Du zögerst, Bonifaz? rief Dandolo aus. — Kein Augenblick darf verloren werden. Ein Kriegsplan muss reiflich erwogen und langsam beschlossen werden; die Ausführung aber muss rasch erfolgen. Vertraue, Marquis, meiner langjährigen Erfahrung und bedenke, dass

Eines Tages Aufschub die verderblichsten Folgen haben kann. Für die Krieger des heiligen Markus stehe ich ein.

— Und glaubst du, Dandolo, sagte Bonifaz stolz, meine Franzosen werden weichen, wenn ich ihnen zurufen werde: Vorwärts?

— Hätt' ich je daran gezweifelt, edler Marquis, erwiderte der Venetianer, indem er Montferrat die Hand reichte, so würden wir heute nicht hier als Verbündete stehen. — Der Tag bricht bald an; geh', Montferrat, und gib die nöthigen Befehle, auf dass uns der erste Strahl der Sonne auf den Weg nach Konstantinopel finde. Für diese Nacht ist uns der Schlaf untersagt; morgen werden wir im festen Thurm von Galata schlafen.

Der Marquis von Montferrat drückte die Hand, die ihm der kühne Dandolo reichte, und die zwei Männer trennten sich.

Sobald Alexius von seinem Abgesandten Rossi die stolze Antwort der fremden Krieger erfuhr, erkannte er sogleich, dass ihm kein anderer Ausweg blieb, als seinen Thron durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Von seiner natürlichen Feigheit befallen schien er anfangs zwar geneigt, in die demüthigenden Bedingungen einzugehen; aber seine Anhänger und vor Allen sein Schwager Michael Stryphnos, der Grossadmiral, die wohl wussten, dass mit dem Throne Alexius auch ihre Macht zu Ende war, zogen vor das Glück der Waffen zu versuchen und zwangen den schwachen Fürsten sich ihrer Meinung zu fügen.

— Wer den Muth gehabt auf einen Thron zu steigen, sagte ihm Stryphnos, muss auch den Muth haben diesen Thron zu vertheidigen.

Diese ermuthigenden Worte sowohl, die ein festes Vertrauen bezeugten, als auch die Gewissheit dass er zu seiner Vertheidigung ein starkes Heer und Festungswerke

hatte, die als uneinnehmbar betrachtet wurden, bewogen den Kaiser dem Rathe seiner Anhänger zu folgen.

Jener unbesonnene Fürst konnte nicht erkennen, dass eine Macht, die sich auf Raub und Unrecht gründet, auch den stärksten Händen leicht entgleiten kann; er fühlte nicht, dass er nicht auf Männer rechnen konnte, die nur die Gewinnsucht um ihn geschaart hatte.

Vorm Kaiserpalaste zu Blachernä wurden die nöthigen Befehle gegeben, und ehe noch die Nacht hereingebrochen war, die der Einschiffung der Kreuzritter voran ging, hatten Tausende von Streitern, den verschiedensten Nationen der Erde angehörend, das weite Ufer besetzt; den Oberbefehl über diese Armee hatte der Grossadmiral selbst übernommen, der nun seinen ganzen kriegerischen Muth entfaltete. Stryphnos war ein tapferer Mann, den die Gesellschaft eines schwachen Kaisers verdorben hatte. Der drohenden Gefahr gegenüber hatte seine kriegerische Natur die Oberhand wieder gewonnen. Mit bewunderungswürdigem Eifer durchlief er die Reihen seiner Krieger, die er ermuthigte und durch begeisterte Reden und Versprechungen anspornte. Der Kaiser sah aus dem Fenster seines Palastes die dichten Reihen der Streiter vorüberschreiten, und währte sich von aller Gefahr befreit; der Unglückliche, der sich hinter Speeren und Lanzen in Sicherheit zu fühlen glaubte und niemals auf die Liebe des Volkes rechnete, die er sich durch eine väterliche Regierung hätte sichern können!

Die Sonne war aufgegangen und die Flotte der Kreuzritter hatte das Ufer der Hauptstadt erreicht. Unter dem Schalle der Kriegstrompeten und tausendstimmigen Rufen sprangen die fremden Kämpfer aus den Schiffen und walteten mit ihren strahlenden Helmen und mit gefälliger Lanze durch das seichte Wasser dem Ufer zu. Dort wurden auch sogleich die Pferde mit ihren schweren

Sätteln ausgeschifft, und das ganze Heer stellte sich in Schlachtordnung auf.

Der Angriff gegen die byzantinischen Söldner begann; so plötzlich und heftig war dieser erste Anprall, dass die Reihen der Feinde durchbrochen wurden und eine allgemeine Flucht erfolgte.

Eine dichte Menschenmenge hatte die Anhöhen von Galata besetzt und verfolgte den Kampf.

Das Volk sah das Ausschiffen der Kreuzritter; es sah den Angriff, es sah die wilde Flucht der Söldner und erkannte sogleich, dass die Herrschaft Alexius zu Ende war.

Heldemüthig erstürmten die Venetianer den festen Thurm, worauf sich bald wie durch eine unsichtbare Hand aufgehisst, stolz und gebieterisch die Fahne des heiligen Markus entfaltete.

Ein tausendstimmiges Freudengeschrei begrüßte diese Fahne, und Dandolo und der Marquis von Montferrat mit dem jungen Griechenfürsten in ihrer Mitte ritten den Hügel hinauf dem Thurme zu.

Ein Waffenherold schreitet ihnen voran, der mit starker Stimme ruft:

— Einwohner von Konstantinopel! Seht! hier ist der Thronfolger! Hier ist euer Kaiser! Warum wollt ihr noch den Tyrannen gehorchen? Erbarmt euch eurer!

Die Bürger sehen den jungen Fürsten; sie sehen die mächtigen Ritter, die ihn beschützend umstehen; und ihre Blicke strahlen vor Wonne.

Das Volk hatte sein Urtheil gefällt! Der Thron des falschen Comnenen war gestürzt. Das Unrecht war gerächt, und der Sieg war dem Rechte gesichert.

## 12. Kapitel.

### Vater und Sohn.

In friedlicher Ruhe grüntem die Bäume des kaiserlichen Landhauses zu Pera, das der blinde Isaak bewohnte; munter sangen die Vögel ihren frischen Morgengruss; einsam und still waren die Lauben, wo kaum die Sonnenstrahlen durchglänzten, und wo die leichten Blätter im frischen Morgenwind sich schaukelten.

Die Aufregung, die in den nahen Stadttheilen herrschte, verlor sich hier in dieser trauten Einsamkeit; der Lärm des Kampfes hatte diesen Ort des Friedens und der Ruhe nicht berührt.

Niemand kümmerte sich um den augenlosen Bewohner dieses Landhauses; die stürmenden Ritter hatten nur ihren Angriff vor Augen; die Vertheidiger der Stadt, nur auf ihr eignes Heil bedacht, hatten den Mann gänzlich vergessen, der fern von jedem Verkehr zu den übrigen Menschen stand, den verbannten einsamen Fürsten, der Niemandem mehr gefährlich war.

Nur Eines Mannes Geist war, selbst in Mitten des heftigsten Kampfgewühls, auf diesen Punkt gerichtet, wo der greise Fürst allein und verlassen weilte. Dieser Mann war der junge Alexius, der nun mit seinen beiden Verbündeten in dem eroberten Thurm von Galata war.

Alexius kaum ausgeschifft hatte zu seinem Vater eilen wollen; der liebende Sohn wollte den unglücklichen Vater in seine Arme schliessen, und ihm seine glückliche Rückkehr melden. Aber der Marquis von Montferrat hatte den Herzensdrang des feurigen Jünglings beschwichtigt, der vorsichtige Anführer befürchtete, die Eile des Fürstensonnes möchte dem Erfolg des Angriffs schaden.

— Fürst, hatte er zu ihm nach dem ersten Zurücktoss der kaiserlichen Söldner gesagt; deine Gegenwart unter uns sichert uns den endlichen Erfolg; das Volk muss dich selbst für Deinen Thron kämpfen sehen; es muss in dir den strafenden Rächer erkennen.

Alexius hatte sich dem Rath seines tapfern Verbündeten gefügt, und war nach dem Thurm von Galata den stürmenden Kreuzrittern gefolgt.

Und wieder nach der Erstürmung des Thurms hatte er zum greisen Dogen von Venedig gesagt:

— O lass, dass ich zu meinem unglücklichen Vater eile! Es ist so lange her, dass ich ihn nicht gesehen und sein geliebtes Haupt nicht geküsst habe!

Aber auch Dandolo hatte ihm geantwortet:

— Unser Sieg ist noch nicht vollständig; bis zur Stunde des endlichen Sieges ist dein Platz unter uns. Nur wenige Augenblicke trennen uns noch von dem ersehnten Ziel. Hab' Geduld, Fürst!

Und wieder hatte der junge Mann gehorcht und war im Thurme von Galata geblieben, sehnlich der Stunde harrend, wo er in die Arme seines Vaters fliegen konnte.

In der stillen Laube, wo Isaak die schönen Sommertage verbrachte, sass der blinde Fürst allein.

Nach dem einsamen Landhaus wurde schon am frühen Morgen die Nachricht der Ankunft der Kreuzritter und des Angriffs auf die Stadt durch einen Bedienten gebracht, der zum Ankauf von Nahrungsmitteln sich nach

der Stadt begeben hatte. Bleich und verstört war der Diener zurückgekehrt und hatte gemeldet, die ganze kaiserliche Armee habe die Küste besetzt, um das Ausschiffen der fremden Schaaren zu verhindern. Aber der Diener in die äusserste Angst versetzt, hatte nicht weiter gefragt, und war eilig nach dem stillen Landsitz geflohen, sowohl um der Gefahr zu entgehen, als auch um pflichtgetreu bei seinem Herrn zu bleiben.

Isaak, durch diese Nachricht, die ihm ganz unerwartet kam, in die grösste Unruhe versetzt, hatte zu seinem treuen Gesellschafter, zu Georg Paläolog, gesagt:

— Hörst du, Georg, was vorgeht?

In diesen Worten hatte der treue Gefährte einen heissen Wunsch seines Herrn erkannt.

— Mein Herr und Kaiser, hatte er bereitwillig gesagt; ich will nach der Stadt reiten und ehe es Abend wird wirst du Alles wissen. Ernstes geht in der Stadt vor; der Lärm verkündet es, der seit dem frühen Morgen in der Stadt herrscht.

Paläolog hatte sein Pferd bestiegen und war in die Stadt gezogen, und der blinde Fürst blieb allein in seiner einsamen Laube zurück.

Die Gedanken Isaak's irrten durch vergangene Zeiten und hefteten sich auf den abwesenden Sohn.

— Viele Tage sind schon verflossen, murmelte er vor sich hin, seit jener Stunde, da mein Alexius in dieser Laube Abschied von mir nahm, um nach Thracien in's Lager zu ziehen. Jenes Lager ist schon längst aufgehoben worden; aber mein Alexius ist noch nicht zurück. Er ist entflohen, hiess es; zur See abgegangen. Wohin? Ich weiss es nicht. Ach! dieser Zweifel martert mich zu Tode! Er verbittert mir die Tage; er verfolgt mich bei Nacht. Im Traum sah ich den theuren Sohn, sah ihn jung und blühend zurückkehren, sah ihn vor mir in

strahlender Jugendschönheit steh'n. — Denn im Traum öffnen sich meine Augen; im Traume genieße ich einige Augenblicke des Glück's. Wie süß sind jene kurzen Augenblicke! Aber ach! wie bitter ist darauf das Erwachen! wie so verzweifelnd peinlich! Da seh' ich erst in welch' tiefen Abgrund des Unglücks ich gestürzt bin! Nur ein Wunsch ist mir noch geblieben — ein einziger Strahl der Hoffnung, den geliebten Sohn bei mir zu fühlen! — Auch Irene sendet keine Briefe mehr! Alle, Alle haben den blinden, unglücklichen Mann verlassen!

Die Ankunft Paläolog's unterbrach die traurigen Gedanken Isaak's.

Keuchend und das Gesicht in Schweiss gebadet kehrte Paläolog zurück, wie ein Mensch, der eine unerwartete Nachricht zu bringen hat.

Isaak hörte die eiligen Tritte.

— Du bist's, Georg? sagte er.

— Mein Herr und Kaiser, erwiderte dieser; Ungewöhnliches geht in der Stadt vor.

— Georg! deine Stimme zittert? Sprich!

— Die Kreuzritter haben ihre Ausschiffung bewerkstelligt; drohend haben sie die Küste besetzt; das kaiserliche Heer hat die Flucht ergriffen, und alles seine Stellungen verlassen.

— So unbesonnen war mein Bruder Alexius, rief Isaak aus, den Angriff einer so starken Armee hervorzurufen?

— Stryphnos war's, der ihn dazu bewogen.

— Oh, die bösen Rathgeber! sagte Isaak. Sie sind's, die die Fürsten in den Abgrund stürzen. Und der Ausgang des Angriffs, Georg?

— War leicht zu ersehen. Die Fremden haben ohne Widerstand den Thurm von Galata erobert.

— Das Herz der Hauptstadt! Wenn das Herz zu schlagen aufhört, wird der ganze Körper gelähmt.

— Dies hat auch stattgefunden, mein Fürst, erwiderte Paläolog. Der Kaiser, der die Unmöglichkeit eines weiteren Widerstands einsah, verliess Alles und Alle ihrem Schicksal und nahm die Flucht.

— Er nahm die Flucht, sagtest du? Der Kaiser nahm die Flucht, Georg?

— Ja, mein Fürst; er hat Alles verlassen; seinen Thron, seine Gemalin, seine Kinder — und selbst seine Stadt. In der Flucht hat er nur seine eigene Rettung gesucht.

— Oh, der Elende! rief Isaak aus, die lichteräubten Augen gen Himmel emporhebend. Oh! die feige Seele! die eigene Rettung nur in der Flucht zu suchen, ohne gerührt zu werden weder von dem Gefühle zu den Kindern noch von der Liebe zur Gemalin, noch von der Pflicht gegen sein eigenes Land?

— Des Fürsten Flucht hat Alles gelähmt, setzte Paläolog hinzu; die Söldlinge zerstreuten sich sogleich, und ahmten das Beispiel ihres Herrn nach, indem sie alle in der Flucht ihr Heil suchten. Die Kaiserin flüchtete sich mit ihren Töchtern in das Kloster des Pantokrators.

— Und Stryphnos? fragte Isaak; der Urheber alles Unheils?

— Stryphnos fiel kämpfend beim ersten Sturm der Kreuzritter, antwortete Paläolog.

— Durch seinen Tod hat er sein verbrecherisches Leben gestühnt.

— Ein solcher Mensch war gewiss eines solchen Todes nicht würdig, bemerkte Paläolog.

— Und nun sind die Fremden die Herren der Stadt? fragte Isaak indem er die Hand seines Gefährten erfasste und krampfhaft drückte. Unser Land ist erobert worden?

— Nicht doch mein Fürst, erwiderte Paläolog. Die Fremden kamen nicht als Eroberer; sie kamen als die Fürsprecher des Rechts.

— Kannst du, Georg, der Uneigennützigkeit der fremden Heerführer und besonders der Kreuzritter glauben? Ich kann daran nicht glauben, Georg. Ach! armes Vaterland!

— Du wirst es glauben, Herr, versetzte Paläolog, wenn du erfährst, dass der Sieger erstes Werk war, deinen Sohn, Alexius, der in ihrer Mitte sich befindet, zum Kaiser des byzantinischen Reiches ausrufen zu lassen.

— Meinen Sohn? Meinen Alexius? rief Isaak aus.

— Der bald hier bei dir sein wird, ehe er sich nach der Sophienkirche begiebt. —

— Mein Alexius ist hier? sagte Isaak, und Thränen drangen aus den augenlosen Wimpern hervor.

— Ja, mein Fürst; der neue Herrscher hat schon den Thurm von Galata verlassen und nähert sich von einer jubelnden Menge gefolgt.

— Ach! mein Kind! rief Isaak in der höchsten Rührung aus und sank auf seinen Sitz zurück.

In der Ferne hörte man Tausende von Stimmen, die den neuen Kaiser begrüßten.

Bald betrat auch der Zug das stille Landhaus; voran ritten der greise Dandolo und der Marquis von Monterrat, und in ihrer Mitte auf stattlichem weissem Rosse der junge Alexius.

Der junge Fürst stieg vom Pferde und flog in die Arme des blinden Vaters.

— Oh, mein Vater! Ich bin hier, bei dir! sagte er ihm und bedeckte mit Küssen des Vaters zitternde Hände.

— Mein Kind! Mein Alexius! rief Isaak mit von Thränen erstickter Stimme aus.

— Vater, sagte Alexius; ich komme, und bringe dir

die Krone wieder, die eine verbrecherische Hand dir geraubt. Ach! warum vermag ich nicht dir auch das Licht der Augen wiederzugeben, das dieselbe verbrecherische Hand dir geraubt?

— Mächtiger Herr und Kaiser, sagte der Marquis von Montferrat, indem er vor Isaak auf die Knie sank. Ich bin Bonifaz von Montferrat, der heute dir den Sohn zugeführt, den Rächer des dir gethanen Unrechts. Bei mir steht der tapfere Doge von Venedig, der berühmte Dandolo, den du einst in früheren Tagen gekannt. Ihm allein ist der glänzende Sieg, den wir davon getragen, zu verdanken, und sein Name muss mit gold'nen Buchstaben in das Buch der byzantinischen Geschichte eingeschrieben werden.

Der greise Dandolo und der Marquis küssten die Hand des blinden Kaisers, der also zu ihnen sprach:

— Edle Ritter! Wer ein Unrecht wieder gut macht, vollbringt ein gottgefälliges Werk; des Himmels Beistand ist ihm stets gesichert.

Die Fremden zogen sich zurück, und in der Laube blieben der Vater und der Sohn fest umschlungen, glücklich. Und auf jenes rührende Bild glänzten die Strahlen der aufgehenden Sonne, während das Volk der siebenhügeligen Hauptstadt die Strassen durchlief und begeisterte Rufe ausstieß: Heil unsern mächtigen Kaisern und Herren, Isaak und Alexius! Heil!



In selben Verlage erschien:

# Andronik Comnenus

von

Dr. J. Pervanoglu.

in 8°. 150 S. Preis Mk. 3.50.

---

# Culturbilder aus Griechenland

von

Dr. J. Pervanoglu.

in 8°. (in Vorbereitung) ca. Mk. 6.—.

---

# Lafontaine

seine Fabeln und ihre Gegner

von

Wilhelm Kulpe.

in 8°. VI, 178 S. Mk. 3.60.

---

# J. J. von Kraszewski

in seinem Wirken und seinen Werken.

Eine biographisch-kritische Skizze

von

S. von Bohdanowicz.

in gr. 8°. 160 S. Mk. 3.—.

---

# Longfellow:

Die goldene Legende.

Uebersetzt von

Elise Freifrau v. Hohenhausen.

in 8°. VI, 231 S. Mk. 4.—, eleg. gebdn. Mk. 5.—.

---

# Maria Stuart.

Drama in fünf Aufzügen

von

Julius Słowacki,

übersetzt von

Ludomil German.

in 8°. 96 Seiten. Mk. 2.—

# Petőfi's Tod vor dreissig Jahren

1849.

Jókai's Erinnerungen an Petöfi

1879.

Historisch-literarische Daten und Enthüllungen, bibliograph. Nachweise.

Zusammengestellt von

**K. M. Kertbeny.**

Mit einem Plan der Schlacht von Schässburg.

1880. 100 S. in gr. 8. Mk. 2.—.

## Der Wahnsinnige Petöfi's

(Az Örült)

Originaltext d. ersten Ausg. — Verdeutschung — Lesearten — Commentar

von

**Hugo von Meltzl.**

in 8°. 50 Pf.

## König Buda's Tod.

Ein Epos.

von

**Johann Arany.**

Aus dem Ungarischen übersetzt von

**Albert Sturm.**

in 8°. VIII, 176 S. Mk. 3.—, eleg. gebdn. Mk. 4.—.

## Carducci's Poesien.

Metrisch aus dem Italienischen übersetzt von

**B. Jacobson.**

Mit einer Einleitung von

Prof. **Karl Hillebrand.**

Elzevirausgabe Mk. 3.—, eleg. gebdn. Mk. 4.—.

## Adam Gottlob Oehlenschläger

zu dessen hundertjährigen Geburtstag

von

**Pauline Schanz.**

in 8°. 50 Pf.

Leipzig.

**Wilhelm Friedrich.**

Verlag des „Magazin für d. Literatur d. Auslandes.“